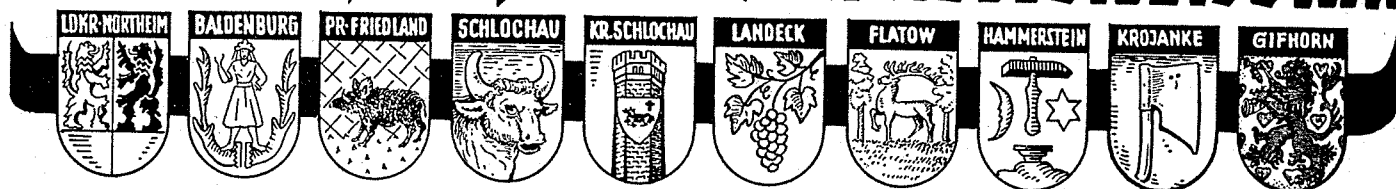


Neues Schlochauer-Flatower Kreisblatt



12. Jahrgang

Bonn, Pfingsten 1964

Nummer 5 (137)

Allen unseren Lesern ein frohes Pfingstfest!

Zu Pfingsten in der kleinen Stadt

Zu Pfingsten in der kleinen Stadt
Da zieh'n die Schützen auf,
Mit Schellenbaum und Paukenschlag.
Sieh da: der Kaufmann wird Soldat.
Ob das Gewehr wohl schießen mag?
Pfingstrosen trägt sein Lauf.

Zu Pfingsten in der kleinen Stadt
Steh'n Birken vor der Tür,
Nach Kalmus duftet es im Haus,
Die Mädchen schau'n nach Burschen aus.
Ach, wer nicht daran Freude hat,
Der ist zu alt dafür.

So lerne doch vom Schwalbenflug
Und komm zum Karussell.
Sieh da: zwei Schimmel sind noch frei
Für eine Fahrt durch Lust und Mai.
Heut sind wir grad noch jung genug,
Das Leben fährt so schnell.



Pr. Friedland: Der Festzug der Schützengilde auf dem Marktplatz

Pfingsten

Ein Rauschen wundersamer Art geht durch die Welt. Wunderbar ist das Rauschen, das durch den Wipfel des Lindenbaumes zieht in tiefer, dunkler Nacht. Es kann schon sein, daß ein von Unsicherheit, Lebensangst und Unruhe bedrängter Mensch in diesem Rauschen zu hören vermeint: Komm her zu mir, Geselle, hier findest du deine Ruh!" Wunderbar, wir haben es noch im Ohr, war das Rauschen unserer Flüsse und Bäche. Wie oft zu pfingstlicher Zeit saßen wir an ihren Ufern und sahen dem Spiel der Wellen zu. Sie raunten uns die alte Geschichte ins Ohr, die Geschichte vom Kommen und Gehen, Scheiden und Meiden. Und über unsere Wälder brauste der Frühlingssturm.

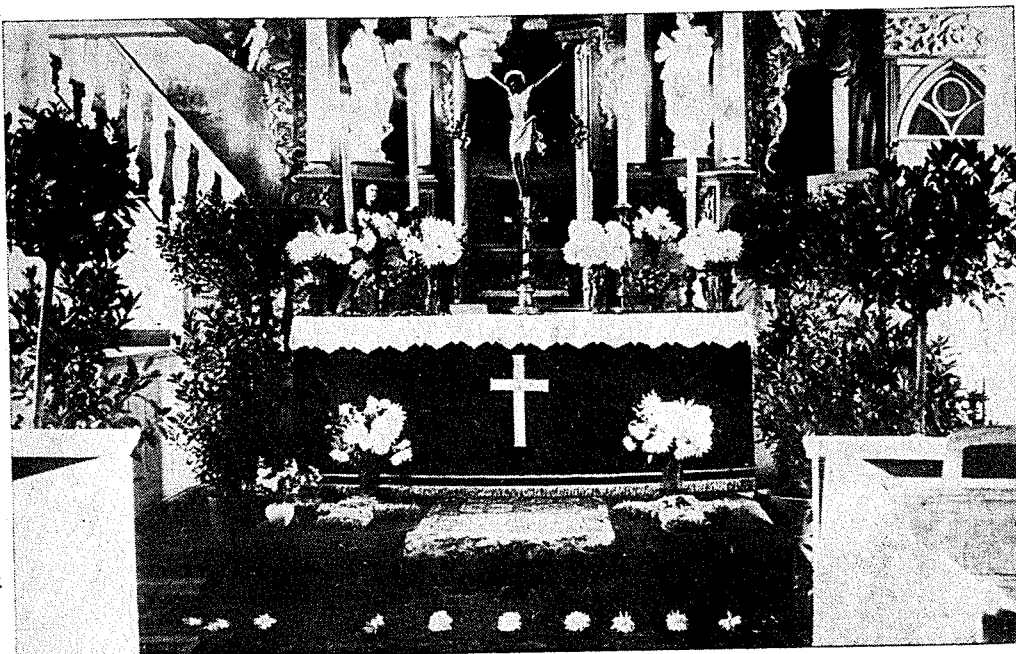
Wundersamer aber und mit den genannten Dingen in keiner Weise zu vergleichen ist es, wenn Gottes Heiliger Geist über die Welt weht. Es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, wie eines gewaltigen Windes. So wird in der Apostelgeschichte von seinem Kommen und Wirken geschrieben in einem Bericht, der seinesgleichen nicht hat. Dieser Bericht ist nicht nur ein Bericht von gestern. Pfingsten ist auch keine Vergangenheit, von welcher wir einen immer weiteren Abstand gewinnen. Das Ereignis von Pfingsten ist der Anfang eines immer neuen, fortwährenden Geschehens. Es wird vom Anfang eines neuen Lebens berichtet, das anders ist als die Wiederkehr des neuen Lebens in der Natur, anders auch als die Erneuerung unserer körperlichen Zustände durch eine ärztliche Behandlung. — Schön ist die Erde im Frühlingskleide, weiß Gott, wie schön. Das Herz schlägt uns bis zum Halse, denken wir an Pfingsten in der Heimat. Da war zum Beispiel der Abend vor dem Fest. Mensch und Tier hatten Feierabend. Ein tiefer Friede lag über dem Lande. Das zarte Grün der Birken schmückte Hoftor und Haustür. Alles freute sich der kommenden Festtage. Der Kirchgang und die Kirchfahrt waren vom Jubellied der Lerche begleitet, die sich aus den Ackerfurchen emporschwang. Das Wachsen und Blühen auf dem Felde, im Wald und auf den Wiesen machte das Herz froh. Wir zählten auf dem Wege den Ruf des Kuckucks aus Bruch und Moor, und sein schier unaufhörlicher Gesang verhieß uns viele Jahre des Lebens. Aber was nützt am Ende alle Schönheit der Erde, die sich im Frühling entfaltet, was nützt schon der Mensch in blühender Gesundheit, wenn der Geist und das Herz, die Mitte der Persönlichkeit, Schaden leiden?

Wie war es denn am ersten Pfingstfeste? Einfache Menschen, Fischer vom See Genezareth zumeist, noch vor kurzer Zeit eine geängstigte und bedrängte Schar, verkünden unter der Kraft des Heiligen Geistes den auferstandenen Herrn und rufen in der Vollmacht der Wahrheit zu einem neuen Leben auf. Sie

berichten von des großen Gottes großem Tun in einer Sprache, die alle in der buntgewürfelten Zuhörerschaft verstehen können. Es wird ihnen gegeben, so zu reden, daß Menschen bewegt werden und erschrocken zu fragen anfangen: Was sollen wir tun? Solche Wirkungen setzen sich nun von Jahrhundert zu Jahrhundert fort, sie kommen aus dem Kontakt mit dem Geiste Gottes, sie machen Menschen neu und halten sie auch in einem neuen Leben, dessen Mittelpunkt nicht mehr der Mensch, sondern Gott ist, dessen Gebote und Ordnungen nun gelten und das Leben schirmen und erhalten. Ohne den Geist Gottes wird die Welt zum Chaos. Der Mensch, nicht mehr vom göttlichen Geist bestimmt, wird zur Hyäne und zum reißenden Wolf. Da wir den Geist Gottes nicht haben und auch in keiner Weise erzwingen können, sind wir darauf angewiesen, daß wir empfangen und beschenkt werden. Es ist nicht von ungefähr, daß durch alle Pfingstlieder der Kirche ein ernstes und anhaltendes Bitten um den Geist hindurchgeht. Dieses Bitten hat auch Verheißung, denn der lebendige Herr der Kirche will selber den Vater für die Seinen bitten, daß der Tröster, der Heilige Geist, komme zu Trost und Beistand der Gemeinde. Müde richtet er auf, Zagende erfüllt er mit Zuversicht, Trauernde werden getröstet. Linder denn Mutterhand trocknet er mit seinem Hauch die tränennassen Wangen der Menschen, die riefen, und es ward ihnen keine Antwort, sie klopfen, und es ward ihnen nicht aufgetan, sie suchten und konnten nichts finden und hatten keinen Tröster. Wie ein Anwalt vor Gericht bereitsteht, wie er da spricht und verteidigt, das Recht sucht und beweist, so steht der Heilige Geist da ein, wo wir nicht mehr wissen, was wir sagen und tun sollen. Er wird der Geist der Wahrheit genannt, weil er die Wahrheit fördert. Den Unwissenden offenbart er die Tiefen der Gottheit, alle Dinge nennt er beim rechten Namen, er bezeugt uns unsere Verlorenheit, wenn wir ohne ihn das schwere Rätsel des Lebens zu lösen versuchen.

Einige hatten an Pfingsten ihren Spott und hätten gerne die ganze Sache mit einem Witzwort abgetan: sie sind voll des süßen Weines! Sie haben zu allen Zeiten willige Nachfolger gefunden und sind doch, mit Matthias Claudius zu reden, die elendesten unter allen Kreaturen. Denn alles Spotten hilft nicht aus der Armut und Leere heraus, die mehr und mehr zum Kennzeichen unserer Welt werden. Gottes Geist bietet sich uns an; wann werden wir lernen, dieses Angebot so ernst und entschieden anzunehmen, wie es gemacht ist? Die erste Forderung der gegenwärtigen Weltstunde ist diese: Komm, Heiliger Geist, Herre Gott!

Pfarrer Leitner



Der Altar der evang. Kirche in Hammerstein



Der Schützenverein Augustendorf im Gemeindewäldchen (Foto eingesandt von Hermann Gruhlke, Augustendorf, jetzt Frankfurt (Main), Lersnerstr. 4)

Schüsse, Küsse, Schützenfest

Eine heiter-wehmütige Pfingsterzählung

Es war an einem Pfingstsonnabend in den Jahren zwischen den Kriegen. Als Student im zweiten Semester traf ich, von Berlin kommend, auf dem Bahnhof Firchau ein, kletterte aus dem D-Zuge und atmete endlich wieder Heimatluft. — Da stand auch schon der gelbe Postbus, der mich rumpelnd meinem Ziele, dem Städtchen Schlochau zuführen sollte. — Groß-Jenznick und Lichtenhagen glitten vorüber, man hatte bereits die Türme der Stadt deutlich vor Augen. Da hielt der Bus auch schon auf dem Bahnhofsvorplatz, und in gemäßigttem Tempo ging es jetzt zwischen Burgturm und Seen dem Städtchen zu. Die Kreissparkasse und das Postamt waren die letzten Stationen der Reise. —

Ich stieg aus und genoß die Wiedersehensfreude mit meinem Onkel, der mir kräftig auf die Schulter klopfte, so daß Freude und Schmerz mich gleichermaßen berührten. „Na“, sagte der Onkel, „weißt du auch, wer hier ist?“. Und als ich den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Gisela S.“. Diese beiden Worte genügten, um mein Herz höher schlagen zu lassen. Ich hatte Gisela, das stolze, blonde Mädchen, die Tochter eines Freundes meines Vaters, im letzten Sommer flüchtig kennengelernt. Seitdem hatte ich nichts mehr von ihr gehört. Wir, mein Onkel und ich, kamen dann auf andere Dinge zu sprechen: er freute sich auf das am Pfingstsonntag beginnende Schützenfest, und der Abend verging, ohne daß man es recht gewahr wurde. Nur einzelne vorbeieilende Schützen in ihrer grünen Uniform, den Jägerhut auf dem Kopfe, erinnerten an kommende große Ereignisse, die damit ihre markanten Schatten vorauswarfen. Die Nacht kam, und Nachtschwärmer schlichen oder lärmten ihren Gehausungen zu, ganz so, wie sie in einer der achtundzwanzig Gaststätten der Stadt gefeiert hatten.

Der Morgen des ersten Pfingstfeiertages brach an. Laut und dröhnend riefen die Glocken der Kirche zum Frühgottesdienst. Wer wollte auch mitten im Maiengrün, das die Bürger an ihren Haustüren befestigt hatten und dadurch den festlichen Tag noch festlicher machten, nur eine Stunde des köstlichen Lebens versäumen? Also sprang ich aus meinem weichen Pfühl und eilte, um das Wort Gottes nicht zu versäumen. Als ich später gemessenen Schrittes das Gotteshaus verließ, bemerkte ich, wie Gisela S. mit gesenktem Blick vor mir dahinschritt. Es war mir ein leichtes, sie einzuholen, um ihr ein frohes Fest zu wünschen und mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Gisela, die ihre Überraschung, mich wiederzusehen, nicht zu verbergen wußte, errötete und dankte, nicht ohne mir ebenfalls ein gutes Fest zu wünschen. Wir schritten nebeneinander her, und Gisela sprach vom Festball, zu dem sich Frau Bürgermeister extra ein neues Kleid hätte anfertigen lassen (was die Frauen so interessiert!). Dann verriet sie mir, daß sie sich unbändig darauf freue, sich wieder einmal im Walzertakt wiegen zu können. Und als sie meiner Einladung für den Nachmittag zu einem Spaziergang nach dem nahen Bürgersee keine Hindernisse entgegengesetzte, trennten wir uns.

Die Zeiger der Uhr rückten sehr langsam vor. Jedenfalls erschien es mir so. Der Onkel, der mit einigen Landleuten, die bei ihm aufgefahen waren, seine Geschäfte abgewickelt hatte,

rieb sich die Hände in der Meinung, einen guten Handel getätigt zu haben. Die Landleute, nachdem sie den Laden des Onkels verlassen hatten, taten desgleichen. Die Pfingstsonne lächelte mild dazu, es war so recht ein Bild spitzwegscher Gemütlichkeit.

Und weil nun die Sonne gar prächtig ihre Strahlen vom blauen Himmel heruntersandte, ging ich dem Wäldchen zu, um unter den hohen Buchen nach altvertrauten Lieblingsplätzen zu suchen. Ich stieg die Luisenhöhe hinan, an der dicken Eiche mit der großen Tafel vorbei und schritt zum Hexenturm. Da kam ich zum Pilz, unter dem ich früher so oft gegessen hatte. Der „Kullerberg“, den wir immer, wie schon sein Name sagt, dazu benutzten, um uns der Länge nach den sanften Abhang herunterzukullern, lag vor mir, Erinnerungen an meine Jugend überkamen mich. Mein Blick schweifte zum nahen See und verlor sich im Holzdach des Rastplatzes, unter dem ich saß. Unzählige Verliebte hatten da ihre Namen ins weiche Holz geschnitzt, und manche hatten auch ihren Gefühlen durch mit Bleistift geschriebene Verse Ausdruck verliehen. Da las ich:

„Hier in diesen stillen Räumen
Möcht mein Dasein ich verträumen.

Auguste Schulze“

Doch darunter hatte eine rauhe Hand geschrieben:

„Unsinn, Auguste,
heiraten mußte!“

Aus war es mit meinen erinnerungsgeladenen Gedanken. — Ich erhob mich, wanderte an mit Anemonen und Himmelsschlüsseln übersäten Waldflächen vorbei der Rodelbahn zu, als Schüsse aus der Ferne ertönten. Richtig, die Schützen begannen ihr Königsschießen, das bis in den späten Nachmittag hinein andauern sollte.

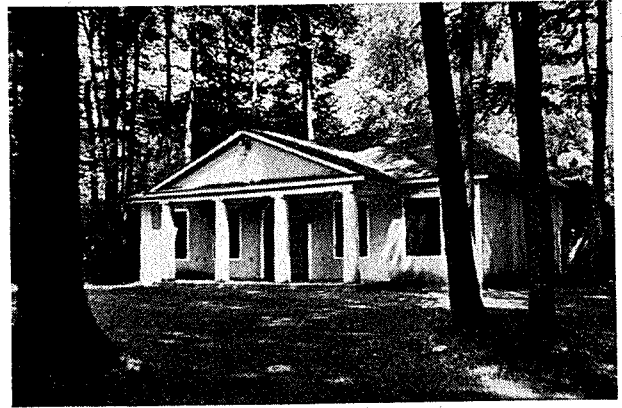
Zu Hause wurde ich bereits erwartet. Der Onkel drängte und zwängte sich in seine grüne Uniform und legte sich die schwere silberne Kette um den Hals. Es dauerte nicht lange, dann sollte die Gilde ja ihren alten König mit klingendem Spiel abholen. Und dann war es soweit. Wir hatten kaum den Braten verspeist, als mein Onkel unter den Klängen des Präsentiermarsches von zwei Rittern aus dem Hause geleitet wurde. Die Fahne senkte sich, und stolz schritt der Onkel als der König des Vorjahres dahin. Vorher hatte man sich im Gildenlokal Wolffrom versammelt. Unter dem Geleit der Polizeiwachmeister und unter Vorantritt unseres Schlochauer Originals Adolf Engel marschierte der stattliche Festzug, begleitet von der Jugend des Städtchens, dem Wäldchen zu.

Nun war meine Stunde gekommen. Gisela wartete bereits vor dem elterlichen Hause. Sie hatte ihre schlanke Gestalt ins rechte Licht zu setzen gewußt, denn sie trug ein zartblaues Kleid, von dem sich ihr hellblondes Haar recht vorteilhaft abhob. Wie ein Engel erschien sie mir, als sie mich anlächelte. — Wir schritten rüstig durch die Mittelstege an den Feldern vorbei dem in der Ferne liegenden Walde zu. Die Birken, die den alten Fahrweg säumten, neigten uns ihre jungen Blätter zu, als wollten sie uns grüßen. Unter lebhaftem Geplauder bogen wir

in den Pfad ein, der zum See hinunterführte. Und da lag auch der alte Kahn, der wohl den Entenjägern als Hilfsmittel diente, geschossene Wildenten vom See zu holen. Stumm stand Gisela vor dem sonnenüberfluteten Gewässer. Ich lud — übermütig wie ich war — meine Begleiterin zu einer Kahnpartie ein. Leichtfüßig sprang sie in das schmale kastenförmige Boot. Mit dem einzigen Ruder, das ich fand, bewegte ich langsam, an dem einen Ende wie ein venezianischer Gondoliere stehend, den alten Kahn der Mitte des Sees zu. Die Frösche quakten, die Vögel in den Büschen am Ufer sangen, und aus der Ferne grüßte der Wald herüber. Eine göttliche Stille machte diesen Frühlingstag zu einem Erlebnis.

Plötzlich stieß Gisela einen kurzen Schrei aus und zeigte auf den Boden unseres Kahnens. Wie aus einer Wasserleitung strömte das trübe Naß ins Boot. Ein Stopfen hatte sich gelöst und war nicht wiederzufinden. Rasch entschlossen riß ich ein Tuch aus der Tasche und drückte es in die Öffnung. Aber es half nicht viel. Ich ruderte, was ich konnte, um ans rettende Ufer zu gelangen. Gisela stellte ihre Füße auf den Bootsrand und preßte mit der Hand das Tuch gegen den Bretterboden. Der Kahn füllte sich zusehends. — Da, endlich hatten wir Grund unter uns. Schnell nahm ich das Mädchen auf meine Arme und sprang, das Gewicht kaum spürend, mit der süßen Last ans rettende Ufer. Doch ich sprang zu kurz und geriet fast bis an die Knie ins seichte Wasser. Mit letzter Kraft entkam ich dem Morast und stand auf festem Boden. Und da regte sich wieder der Übermut in mir. Ich hatte sie, die Liebliche, ja nun auf meinen Armen, und ihr Köpfchen lag gefährlich meinem Munde nahe. Na, und da küßte ich sie; wer hätte das wohl nicht getan? Gleich darauf erlebte ich aber etwas. Gisela sprang auf die Füße und rief laut in die Stille des festlichen Nachmittags: „Sie unverschämter Mensch!“ Und ehe ich mich versah, schlug sie mir ihr Händchen ins Gesicht. Ich wußte nicht, ob ich wachte oder träumte. Jedenfalls lief meine eine Gesichtshälfte rot an, das merkte ich. Und verlegen stand ich mit meinen nassen Hosen da. Es muß wohl so ausgesehen haben, wie wenn regennasse Fahnen an ihren Masten kleben. So klebten meine Hosenbeine an meinen Masten, Verzeihung, an meinen Beinen. Gisela sah an mir herunter. Dann schlang sie plötzlich ihre Arme um meinen Hals und küßte mich. „Meinem Lebensretter“, sagte sie leise, weiter nichts, und lächelte. — Da sollte sich nun einer in den Frauen auskennen! —

Arm in Arm gingen wir den Berg hinauf und dem Städtchen zu. So schnell habe ich nie wieder in meinem Leben meinen Anzug gewechselt, wie nun zu Hause. Gisela wartete draußen. Wir beeilten uns, ins Wäldchen zu kommen. Vor dem Restaurant spielte die Stadtkapelle, und die Familie Frenz hatte alle Hände voll zu tun, um den Wünschen ihrer Gäste gerecht zu werden. Die Kuchenbude, in der der alte weißhaarige Herr Frenz seines Amtes waltete, war umlagert. Kinder kletterten am Musikpavillon herum und freuten sich ihres jungen Lebens. Doch auch einige hundert Meter weiter an den Schießständen ging es laut her. Der Knall der Schützenbüchsen mischte sich



Schiochau: Das Schützenhaus mit den Schießständen

mit der Musik des Karussells. Würfelbuden und andere Stände, darunter der des Herrn Adolf Schier, sorgten dafür, daß keiner sein Geld wieder mit nach Hause nahm, und Gisela gewann ein Porzellanfigürchen, das anmutig in den Händen zwei Wassereimer trug. „Ein Nippes“, knarrte laut die Stimme von Herrn Schier, als er das zierliche Etwas der glücklichen Gisela überreichte. Na, und Karussell mußten wir auch noch fahren. Leicht seekrank entstieg ich nach endlosen Runden dem mit Gold- und Silberschnüren verzierten Drehdings.

Endlich wurden vor dem stattlichen Bau des Schießstandes die Sieger des diesjährigen Schießens bekanntgegeben. König war Herr Schuhmachermeister Karl Schwanitz geworden. Und wenn ich mich recht erinnere, so waren zu ersten und zweiten Rittern die Herren Schnell und Kobs avanciert. Alle Umstehenden freuten sich mit den neuen Würdenträgern, und langsam formierte sich der Festzug, um am Restaurant vorbei den Heimweg anzutreten. Er war nicht mehr so geordnet wie am Nachmittag. Aber zur Ehre aller sei es gesagt: man schritt munter fürbaß, alle Wurzeln, die über den bergigen Weg heimtückisch liefen, fürsorglich meidend.

Der Abend senkte sich auf unser Städtchen. Die Ballkleider warteten auf ihre Besitzerinnen, und bald füllten sich die Säle mit tanzfreudigen Einwohnern. Gisela war mit ihren Eltern schon vorausgegangen. Mein Onkel kam mit uns etwas später. Und dann wiegte sich eine festliche Menge im Walzertakt auf dem glatten Parkett. Weißt du noch, Gisela, wie ich dich zu unserm ersten Tango bat? Die Kapelle setzte mit dem neuen Schlager ein: „Es wird in hundert Jahren wieder so ein Frühling sein, es kann nicht schöner sein, als heut mit dir!“ Der Frühling, die Liebe und die kleine Stadt, sie gehörten zusammen. Es mag dich vielleicht traurig stimmen, wenn ich dich daran erinnere; aber es war ein Stückchen Jugendzeit, froh und unbekümmert.

H. L.



Die Schiochauer Schützengilde in den zwanziger Jahren

Foto: E. Scholz

Der Schulrat kommt

Es mag vor fünfzig, sechzig Jahren gewesen sein, da lebte in einem Dorfe bei T. ein Lehrer Gohre. Der verstand nicht nur etwas von Büchern, sondern auch von der Landwirtschaft, Notwendigerweise. Denn damals war das Gehalt eines Lehrers gering. Er hätte verhungern müssen, hätte er allein davon leben wollen. Das sahen auch die Bauern ein, und so hatten sie ihm ein paar Morgen Acker überlassen.

Da er nun als Lehrer auch Bauer sein mußte, sah er nicht ein, warum er seine Schüler nicht ebenso in der Landwirtschaft unterrichten sollte. Die Bauern hatten nichts dagegen. Nur brauchten sie am Nachmittag ihre Kinder selbst, mochte er sie doch während der Schulstunden auf seinem Acker beschäftigen.

Tüchtig mußten die ran. Aber ohne Murren halfen sie. Lieber in der frischen Luft draußen arbeiten, als in dem engen Klassenraum vor den Büchern sitzen!

Damit wäre alles in bester Ordnung gewesen. Wer aber hat die Schulräte erfunden? Es ist seltsam im Leben eingerichtet. Glaubt man glücklich nicht mehr an den Weihnachtsmann, jagt einem auch der Schornsteinfeger keinen Schrecken mehr ein, so gibt es schon wieder einen Schulrat. Später vertritt seine Stelle irgendein Vorgesetzter oder der Gerichtsvollzieher. Gott schütze uns davor!

Es war im Juni. Alles war auf dem Feld. Ja, auch Lehrer Gohre mit seinen Schülern. Und welch prächtiges Heu-wetter war und welch prächtiges Heu! „Kinder, noch einmal wenden!“

Lehrer Gohre stimmte ein Lied an, Jungen und Mädels fielen ein: „Im schönsten Wiesengrunde ...“

Die Bauern ringsum auf den Wiesen hoben die Köpfe. Hübsch hörte sich das an. „Der Herr Lehrer gibt Gesangstunde“, sagten sie und harkten dann weiter, die Frauen, und schwangen die Sensen fruediger, die Männer. Man war das durchaus so zufrieden.

Aber auf der Landstraße von T. her nahte das Verhängnis: der Schulrat. Niemand ahnte etwas, denn die Schule lag näher an der kleinen Stadt als die Wiesen, und so mußte der Schulrat nicht erst hier vorüber.

Selbst die Lehrerin gewährte ihn erst, als er dicht vor dem Hoftor war. Sie wusch gerade ab. Ihren Händen entfiel eine Tasse und zerklirrte. Wie versteinert stand sie eine Weile.

Aber dann. Was tun?! Hin und her lief sie in der Küche, band die Schürze los, warf sie hin, endlich stürzte sie auf den Hof hinaus, mit dem festen Entschluß, solange wie möglich den Schulrat davon abzuhalten, in die Klasse zu gehen. Vielleicht hatte ihr Mann doch einen Wink erhalten und kam noch zu recht.

Doch kein Schulrat war mehr zu sehen. Ins Schulzimmer lief sie. Leer war es wie vorhin. Ach Gott! Auf dem Hof wieder sah sie in alle Ställe. Auf einmal fuhr sie zusammen, war ganz still, lauschte.

Jawohl, da riß einer Papier entzwei. Abseits, ein wenig verschämt hinterm Hühnerhocken, stand das „Häuschen“. Die Tür ging nach den Feldern hinaus. So konnte sich Frau Gohre hinschleichen, ohne gesehen zu werden. Da war er also. Gott sei Dank! Und angezogen hatte er die Tür. Sie brauchte nur leise den Holzriegel umzulegen. Zitternd tat sie's. Zitternd lief sie wieder zurück. Und rannte dann, rannte! Gefangen der Schulrat, nun den Mann holen und die Kinder!

Die kamen, als sei der Teufel hinter ihnen her. Bis ans Hoftor so gehetzt. Dann leise, leise in die Schule geschlichen, artig sich auf die Bänke gesetzt und die Bücher vorgeholt. An die Tafel mußte ein Knabe, der klügste, und schreiben.

Mit dem Rücken gegen das Fensterkreuz gelehnt, stand der Lehrer Gohre.

Nun ging seine Frau hinaus.
„Put, put, put!“ rief sie, als wollte sie die Hühner füttern.
„Aufmachen! Aufmachen! Zum Donnerwetter!“ rief's aus dem Häuschen.

Frau Gohre schwieg, wie um zu lauschen, woher das käme.
„Aufmachen! Aufmachen!“

„Na nu! Wer schreit denn da?! Wer ist denn da?!“
„Aufmachen! Aufmachen!“

Nun lief die Frau. Zurück schob sie den Riegel, schlug die Hände über den Kopf zusammen, erschreckt, verwirrt und zugleich unterwürfig: „Der Herr Schulrat!“

Hochrot und verlegen verließ der nun sein Asyl.

„Unerhört!“ rief er nur und schritt an ihr vorbei, zornbebend ins Klassenzimmer.

Auf sprangen die Schulkinder, wohlherzogen und ängstlich. Aber gut eingeübt klang es dem hohen Herrn entgegen, fromm und unschuldig: „Gott grüße Sie!“

Es fand sich, daß keins der Kinder das Klassenzimmer verlassen hatte. Der Riegel mußte wohl von selbst zurückgesprungen sein, der hatte das an sich.

Nun gut. Lesen, rechnen, schreiben, Religionsgeschichten erzählen! Es ging so einigermaßen, nicht besser und nicht schlechter als in anderen Dorfschulen. Der Schulrat nickte endlich.

Und da die Frau Gohre ein ganz vorzügliches Frühstück zubereitete und der Tag so schön war und der Schulrat doch auch Humor hatte, fing er schließlich zuerst an zu lachen, und es gab noch ein paar frohe Stunden in dem Dorfschulhause bei einer Flasche Wein und immer vorzüglicherem Essen — einer Henne wurde der Kopf abgedreht, put, put, put ... — so daß schließlich die niedlich beschwipste Frau Gohre nahe daran war, dem Schulrat alles zu beichten. Aber sie unterließ es dann doch, und das war auch gewiß besser so. H.M.

Wußten Sie schon ... (12)

... daß Flötenstein, neben Prechlau und Stegers eines der größten und schönsten Dörfer des Kreises, nach dem schwedischen Kriege (um 1700) so verwüstet und ausgestorben war, daß es unterzugehen drohte? Dies zu verhindern, verließ die Fürstin Anna Radziwill 1724 in der Schlochauer Burg den Flötensteinern ... zur Konservierung dieser armen Menschen ... die Pustkowie Bar en b r u c h, so sich vom Dorf den Danziger Landweg bis an den Braaschen Schneidemühlenweg hinzieht. Weil aber das K ü k e n b r u c h zwischen dem P o t t h a k e n und dem Weg nach Bölzig damit adjungieret, so konferiere ich zugleich auch dieses dem Dorf“, heißt es in der Urkunde. Damals kamen die Abbauten Flemmingsort, Kescherbruch und Grenzort zum Dorf Flötenstein.

Die deutsche Schreibweise, besonders aber die deutschen Flurnamen beweisen, daß die Bevölkerung d e u t s c h war.

... daß der deutsche Ritterorden allein in der Komturei Schlochau 93 Ortschaften und 16 Wassermühlen gründete? Die Gründungsurkunden (Handfesten) sind heute noch vorhanden. Nichts kann besser den allzeit deutschen Charakter unserer Heimat beweisen als dies.

... daß Förstena u um 1728 einen Kalkbrennofen hatte, in dem man von weit und breit gegen Lohn Wiesenkalk brennen ließ? Nur Branntkalk ist zum Mauern und Weissen brauchbar. — Das Kalkbrennergrundstück lag auf dem „Schlochauer Ende“, der Kalkbrenner hieß damals Erdmann Klönke.

... daß vor fast 200 Jahren — in der Nacht vom 19. zum 20. April 1765 eine entsetzliche Feuerbrunst fast die ganze Stadt Baldenburg in Schutt und Asche legte? Wie der Chronist, Pfarrer Schunk, berichtet, war das Feuer am Markt beim Schuster Teske ausgebrochen und griff bei dem starken Winde schnell auf die Nachbarhäuser über. Es wütete zugleich an verschiedenen Stellen, so daß an ein Retten nicht zu denken war. 74 Wohnhäuser, die ev. Kirche und 20 Scheunen fielen dem rasenden Brande zum Opfer. Nur 14 Häuser, die am Wasser standen, und die kath. Kirche blieben verschont. Menschenleben waren zum Glück nicht zu beklagen.

L. Gerschke
(Wird fortgesetzt)

DIE WÄLDER UM KROJANKE

6. Fortsetzung »Heymann's und Deitel's Tang'n!« (von W. Calließ)

Mit den Wäldern um Krojanke, über die wir bisher gelesen haben, ist wohl der größeren Wälder gedacht worden, aber wir sind damit noch nicht am Ende, nein, wir haben noch zwei kleine Wäldchen! Und wenn wir an die Wälder, die um unser Heimatstädtchen liegen, denken, wollen wir nichts vergessen.

Wir spazieren also die Chaussee nach Flatow entlang und biegen bei „Hirschfeld's-Scheune“ — später Erich Schülke — in den Landweg nach Petzin ab. „Wer kann sich an diesen Landweg erinnern, wie er bis zum Ende des ersten Weltkrieges war?“ — Es war ein „Landweg“ im wahrsten Sinne des Wortes!

Gleich zu Anfang waren in der Mitte des Weges zwei sehr große und tiefe Wasserlöcher, die „fast“ das ganze Jahr hindurch voll Wasser waren. Wer mit seinem Ackerwagen zur Feldbestellung hier entlangfahren mußte und, wie es auf dem Lande üblich war, in der Mitte des Wagens saß, mußte an dieser Stelle schleunigst seine Beine hochziehen, weil die Füße sonst bestimmt durch das Wasser, das bis über die Achsen reichte, schleifen würden. Hinter der Scheune, die oft Handwerksburschen als Nachtsyl diente, fiel der Weg bis zu der sehr wackeligen und altersschwachen Holzbrücke etwa ab und war ziemlich trocken. Wir überschreiten hier denselben „Bach“ den wir auf dem Wege zum „Treuenheider-Wald“ schon kennengelernt haben. Unter dieser Brücke haben wir im Sommer oft Stichlinge mit der Hand gefangen, die wohl aus der Glumia bis hierher hochgeschwommen waren. Sobald aber ein Wagen über die Brücke fuhr, liefen alle schnellstens unter der Brücke fort, es war zu gefährlich. Außerdem kamen dann immer große Sandmengen durch die breiten Risse der Bohlen nach unten und man bekam den Sand auf Kopf und Kleider. Wenn die Risse gar zu breit waren, legten die Anlieger zuerst ein paar Kiefernstämme hinein. Nach einiger Zeit wurden dann paar Bohlen ausgewechselt und es ging wieder bis zur nächsten Reparatur!

Hinter der Brücke stieg der Weg etwas an und war bis zu „Heymann's-Tang'n“ ziemlich trocken. — Auch weiter, bis zu „Deitel's-Tang'n“ war der Weg noch einigermaßen trocken und gut befahrbar. — Im weiteren Verlauf wurde der Weg aber immer schlechter. Die Geleise waren durch die schweren Wagen der Güter von Barankowo und Annafeld dermaßen aufgefahren, daß Wagen, die nur mit 1 Pferd bespannt waren, nur meterweise vorwärts kamen. Sie mußten viele Male anhalten, damit sich das dampfende Pferd verschlafen konnte. Als dann aber die Bahn nach Jastrow gebaut wurde und Annafeld einen Bahnhof bekommen hatte, konnten die Güter ihre Erzeugnisse gleich da verladen. Es war jetzt auch dieser Teil des Weges etwas besser.

An der rechten Seite des Weges war der „Fuß- und Radfahrweg“, der aber oft sehr scharfe Kurven um Bäume und Sträucher machte. Für junge Radfahrer war es ein guter Übungsweg, um die Geschicklichkeit im Radfahren zu vervollkommen.

Ich bin, soweit ich mich an meine Kinderjahre zurückerinnern kann, diesen Weg unzählige Male gegangen und gefahren. — Ein Onkel väterlicherseits hatte hier einen Bauernhof (R. Calließ), und dann war H. Deitel, auch ein Onkel zweiten Grades von mir. Wenn unsere Heimatstadt auch ein Landstädtchen war, so wurde doch jeder Augenblick ausgenutzt, um die freie Zeit und vor allen Dingen die Ferien direkt auf dem Lande zu verleben. — Aber zurück zu den „Wäldern“! — Heymann's und auch Deitel's-Tang'n bestanden aus großen Kiefern und Kiefernsonnungen. Im Herbst wurden dicht an den Waldrändern immer große „Mieten“ mit Rüben und Kartoffeln angelegt. Der Wald war im Winter ein guter Windschutz und ließ den Frost nicht zusehr an die Mieten heran.

Im Walde gab es wohl nur Kaninchen und Hasen, ab und zu auch mal einen Fuchs. Das Wäldchen von Deitel war etwas größer, und hier konnte man schon mal öfter einen Fuchsbau sehen. Vielleicht lag es auch daran, daß die Gehöfte näher lagen und Meister Reineke so schneller auf Raub ausgehen konnte. Beide Wäldchen waren am stärksten von „Krähen“ bevölkert, die in den hohen Kiefern in Scharen nisteten, was von den Besitzern nicht gern gesehen wurde. Sie bauten in den Kronen ihre Nester, brachen dabei die jungen Triebe ab und schädigten so das Wachstum der Bäume. Schon von weit hörte man das Geschrei der Krähen und sah sie in Scharen unaufhörlich auffliegen und wieder auf den Baumspitzen landen. Dies Spiel wiederholte sich ohne Unterbrechung von morgens bis abends. Wenn der „alte Deitel“ aufgeregt von seinem Gang über die Felder keimkehrte, konnte es passieren, daß er Früh-

stück oder auch Mittagessen sein ließ, nach der „Flinte“ griff, nach draußen ging und erstmal ein paar „Salven“ vom Garten aus nach dem Walde schoß oder auch sogar bis zum Waldrand ging, um durch einige „Schrotladungen“ in die Kiefernspitzen seinem Groll über die „Krähen“ Luft zu verschaffen. — Aber geholfen hat es meistens doch nichts, ehe er im Haus war, waren die Krähen auch wieder da. Große Aufregung bedeutete es für uns immer, wenn es hieß: morgen werden wir die Krähen-nester ausnehmen! Dann ging es mit Leitern in den Wald und hoch zu den Nestern. Die alten Krähen flogen schreiend und aufgeregt über den Wipfeln der Bäume hin und her. Wenn dann die Jungen zu sehr schrieten, konnte es passieren, daß die Alten auf den Eindringling an ihrem Nest herabstießen, um ihn mit dem sehr scharfen Schnabel zu bearbeiten. Da mußte man sehr vorsichtig sein, um nicht durch die aufgeregt angreifenden Krähen verletzt zu werden. — Nester, in denen noch Eier lagen, wurden zerstört und die Eier herausgeworfen. Obwohl diese Aktion in jedem Jahr stattfand, war der Bestand an Krähen in jedem Jahr der Gleiche. Es hatte im Gegenteile den Anschein, als ob sich die Krähen noch schneller vermehrten. Oft hat Herr Petrich, der ja der Jagdpächter des Bezirks war, einen ganzen Nachmittag mit dem alten Deitel Jagd auf Krähen gemacht und auch viele geschossen, aber wie gesagt, die flogen dann zu Heymann's Tang'n, und wenn es wieder ruhig war, waren auch die Krähen wieder da.

Nach meiner Schätzung war Heymann's-Tang'n ungefähr 2-3 Morgen und Deitel's-Tang'n ca. 12-15 Morgen groß. An Deitel's-Tang'n stieß noch ein Stückchen Wald, das dem Bauern Juhnke gehörte. Wer die Grenzen aber nicht ganz genau kannte, merkte es nicht, daß er in einem anderen Walde war. In diesem Wald gab es auch eine Anpflanzung mit Birken, was eine schöne Abwechslung in dem Einerlei des Kiefernwaldes bedeutete.

Außer den schon erwähnten Hasen, Kaninchen und ein paar Füchsen gab es hier vor allen Dingen die kleinen Räuber: Iltis und Marder. Die Geflügelställe von Juhnke und Deitel wurden von diesen Tieren regelmäßig aufgesucht. Kamen dann morgens die Frauen in die Ställe, so gab es immer großen Krach, wenn sie die vielen toten Hühner, Enten usw. liegen sahen. Einer mußte dann ja immer die Schuld haben und so hieß es dann immer: „wer hat die Klappe nicht ordentlich zugemacht?“ Aber dadurch wurde der Schaden nie wieder gutgemacht. Es wurden Fallen aufgestellt und es wurde alles Mögliche unternommen, um die Raubzüge auszuschalten. Eine Zeit lang ging es auch gut und es passierte nichts. Aber dann mit einem Male waren Iltis und Marder wieder dagewesen und hatten gemordet und geraubt. Am schlimmsten war es immer, wenn die Jungtiere in den Nestern lagen. Da mußten die „Alten“ ran und für Futter sorgen. Wenn dann im Frühjahr die Küken und Güssel auf die Weide kamen, mußte immer jemand dabei sitzen und aufpassen, sonst konnte es passieren, daß nur die „alten Tiere“ am Abend vorhanden waren.

Ganz selten passierte es auch mal, daß auf den Feldern ein „Reh“ zu sehen war. Bei Gefahr verschwand es dann wohl im nahen Wald, blieb aber nicht da, sondern wanderte weiter.

Fortsetzung folgt

Störaktion gegen polnische Ausstellung in Schweden

Stockholm (hvp) Schwedische Jugendliche unternahmen eine Störaktion gegen eine polnische Ausstellung in Schweden, die unter dem Vorwande der Fremdenverkehrswerbung der annexionistischen Propaganda Warschau in der Oder-Neisse-Frage dienen sollte. Die Ausstellung wurde von der polnischen „Informationszentrale für Touristik“ in der schwedischen Universitätsstadt Lund veranstaltet. Studenten drangen in die Ausstellungsräume ein und entfernten Fotos mit Motiven aus den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten, die als „polnische Westgebiete“ deklariert worden waren. Von polnischer Seite wurde behauptet, es habe sich um deutsche Jugendliche gehandelt, doch wird diese Behauptung allein darauf gestützt, daß einige Tage später Flugblätter verteilt wurden, die gegen die Austreibungspolitik der Volksrepublik Polen Stellung nahmen und die — wie gleichfalls behauptet wurde — in Deutschland gedruckt worden seien. Daß es sich jedoch bei denjenigen Jugendlichen, welche die Fotos aus den Oder-Neisse-Gebieten entfernten, um schwedische Studierende gehandelt haben dürfte, geht daraus hervor, daß das Rektorat der Universität Lund den polnischen Veranstaltern der Ausstellung sein Bedauern über den Vorfall aussprach.

Wie wir den 1. Weltkrieg erlebten

— von einem Landsmann aus Gursen —

Am 18. Juni 1914 wurde in Sarajewo der österreichische Erzherzog Franz Ferdinand durch einen serbischen Studenten Prinzip erschossen. Dieser Mord löste bekanntlich den 1. Weltkrieg aus. Denn Deutschland war damals mit der Donau-Monarchie unter Kaiser Franz Joseph verbündet und wurde dadurch sozusagen durch seine Bündnistreue mit in den Krieg verwickelt.

Die Flatower Zeitung „Schlochauer Rundschau“, aus der wir die Nachricht erhielten, erschien damals in der Ausgabe auf der vorderen Seite mit einem schwarzen Trauerrand. Die Welt wurde durch dieses Ereignis aufgeschreckt und überall und allgemein hörte man: „Es wird wohl Krieg geben.“ Und tatsächlich, in 6 Wochen war es dann soweit.

Ich, der Schreiber, bin 1902 geboren und war damals 12 Jahre alt, gerade beim Bauern Albert Lütke tätig. Weil zu der Zeit noch nicht überall Telefonanschluß war, war Herr Lütke als Ersatz-Reservist zum Melder bestimmt. Acht Tage lang vor dem 1. August saß er den ganzen Tag im Postamt Gursen, um, wenn die Mobilmachung durchkam, sofort per Fahrrad den abgelegenen Abbauten, Förstereien und Gütern Luisenhof und Bruchhof die Meldung zu überbringen.

Auf einem Bauernhof gibt es immer viel zu tun, und in dem Glauben, es wird ja nicht gerade jetzt losgehen, wurde es dann auch nicht so genau genommen. Am Sonnabend, dem 1. August, nach dem Mittagessen, so um 1 Uhr, waren Herr Lütke und ich beim Häckseln in der Scheune beschäftigt. Da kommt plötzlich Paul Semrau, der Sohn des Postagenten, in die Scheune gestürzt: „Herr Lütke, Herr Lütke, es ist mobil, es ist mobil!“ Mit den Worten: „Fritz, spann' die Pferde aus“, waren beide aus der Scheune verschwunden. Ich brachte die Pferde zum Stehen (die Häckselmaschine wurde damals mit einem Göpelwerk oder Roßwerk betrieben), führte sie in den Stall und gab ihnen erst ein Futter in den Kumm (Freßtrog). Dann ging ich vor das Haus auf die Dorfstraße. Ich sah einzelne Menschengruppen in aufregendem Gespräch. Es dauerte auch gar nicht lange, da kam der Gemeindevorsteher Juhnke mit seiner Handglocke die Straße entlang und gab die Mobilmachungsorder bekannt. Erster Mobilmachungstag war Sonntag, der 2. August 1914.

Nun standen auf der Dorfstraße die Leute, manche sehr ernst und viele voller Freude und Begeisterung. An dem Nachmittag blieb alle Arbeit liegen. Abends waren die Männer in beiden Dorfkrügen Hardtke und Remus beisammen, nahmen voneinander Abschied und sangen begeistert Vaterlands- und Soldatenlieder. Viele sagten: „Ach, in 4 Wochen ist der ganze Spuk vorüber. Aber Weihnachten sind wir ganz bestimmt wieder zu Hause, so wie wir ausgerüstet sind. Unter dem Kreuzfeuer der Maschinengewehre kommt kein „Schwanz“ durch.“ Einige waren auch sehr schwermütig. Sie sagten: „Ich komme bestimmt nicht wieder zurück.“ Sie hatten böse Ahnungen, denn tatsächlich waren sie auch bei den ersten, die später als vermißt oder gefallen gemeldet wurden. Ja, ich sah an diesem Abend zum ersten Mal, daß auch Männer weinten.

Am Sonntagmorgen, dem 2. August, zogen dann viele von den Reservisten aus zu ihren Meldestellen, von Frauen und Kindern begleitet, zum Bahnhof Küddowbrück, Jastrow und Flatow. Es wurden alle wehrfähigen Männer bis zu 45 Jahren eingezogen. Die über 40 Jahre alten gehörten zum Landsturm. Zuerst wurde der Landsturm zur Bewachung der Eisenbahn und Brücken eingesetzt, später aber auch in die Kampffront eingereiht.

Jeden Dienstag mußten wir zwölfjährigen Jungen damals nach Flatow zum Konfirmandenunterricht. Am Dienstag, dem 4. August, waren wir schon zeitiger als sonst in Flatow. Am Eingang der Stadt kamen die Reservisten von Wengerz und Petzin vom Tiergarten auf langen mit Birkengrün geschmückten Leiterwagen singend zur Stadt herein. Sie sangen: „Die Vögel im Walde, die sangen so schön, so wunderschön, in der Heimat, in der Heimat da gibt's ein Wiedersehn.“ Dieses Lied, das wir in jenen Tagen zuerst hörten, hatte es uns Jungen angetan. Wir begleiteten die Wagen bis zum Bahnhof und wären am liebsten gleich mitgezogen. Auf dem Bahnhof war viel Betrieb. Wir sahen zum ersten Male unsere feldgrauen Soldaten in den Güterwagen winkend in Richtung Danzig hinauffahren. Wir kamen auch fast eine halbe Stunde zu spät zum Konfirmandenunterricht. Aber Herr Pfarrer Küster drückte damals

ein Auge zu und entließ uns bald nach einer kurzen Besprechung.

Als wir wieder in Gursen angelangt waren, gab es nochmals eine Überraschung. Vor der Gastwirtschaft Otto Remus — später Wacknitz — war vormittags eine Straßensperre mit Schlagbaum errichtet worden und ein älterer Bauer stand mit einem Jagdgewehr Posten davor. Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, daß französische Autos nach Rußland unterwegs seien. Nun wurde jedes Auto (damals waren sie ja noch recht selten) angehalten. Aber ab und zu kamen denn doch Militärautos von Dt. Krone oder Stettin durchgefahren. Die Offiziere lachten meistens, wenn sie den Grund der Kontrolle erfahren hatten. Kam dann mal ein Auto spät abends durchs Dorf gerast, so war im Nu das halbe Dorf zusammengeelaufen, denn jeder dachte, jetzt haben wir aber das Goldauto geschnappt. Aber die Sache war vergebens. Langsam und mit allerhand Parolen gingen die Leute nach Hause. Nach kurzer Zeit wurde die Sperre auch wieder entfernt.

In den ersten Kriegstagen wurden wir Schulkinder zu den Dorfbewohnern geschickt, um Brot, Wurst, Speck und auch Eier zu sammeln. Jeden zweiten oder dritten Tag fuhr ein Wagen mit diesen Spenden zum Bahnhof Flatow. Es kamen nämlich sehr viele Truppentransporte durch Flatow nach Ostpreußen, weil die Russen ja in Ostpreußen eingedrungen waren. Der Vaterländische Frauenverein bewirtete und verpflegte damit unsere tapferen Soldaten auf dem Bahnhof.

Da es vor 50 Jahren noch kein Radio gab, war die Flatower Zeitung unser bestes Nachrichtenblatt. Am 8. August brachte sie in dicker Balkenüberschrift die erste große Siegesmeldung vom westlichen Kriegsschauplatz: LUTTICH IM STURM ER-OBERT!

In der Schule hatten wir 2 Landkarten angebracht; eine vom westlichen, die andere vom östlichen Kriegsschauplatz. Darauf wurde die Städte und Festungen, die von unseren Truppen erobert worden waren, mit kleinen Nadelfähnchen abgesteckt. Im Westen ging es stürmisch voran, und wir konnten die Fähnchen auf der Landkarte bis kurz vor Paris stecken. Ganz schlaue Patrioten hatten Wetten abgeschlossen, daß unsere Truppen am 2. September (das war von 1870 her ein nationaler Feiertag; Eroberung der Festung Sedan und Gefangennahme von Kaiser Napoleon III.) in Paris sein würden. Sie hatten damals die Wette verloren. In Ostpreußen dagegen mußten unsere Truppen der vielfachen Übermacht der Russen weichen und unsere Fähnchen auf der Landkarte standen tief in Ostpreußen und kurz von Königsberg, was uns dann auch mit großer Sorge und Unruhe erfüllte, da auch schon einige Flüchtlinge bis in unsere Gegend kamen. Aber als Generalfeldmarschall v. Hindenburg den Oberbefehl übernahm, wurden die Russen in großen Schlachten bei den Masurischen Seen zurückgedrängt.

Allmählich glätteten sich die Wogen der Begeisterung und Erregung. Die ersten Feldpostbriefe mit Berichten und Erlebnissen der Feldgrauen von der Front trafen ein und wurden von den Angehörigen und Nachbarn freudig diskutiert. Aber auch die ersten Vermissten- und Gefallenennmeldungen blieben nicht aus. Unsere Gemeinde Gursen hatte von 1914—1918 32 Opfer zu beklagen.

Schwer war nun die Arbeit für die Zurückgebliebenen auf dem Lande, wo die Männer fehlten. Von Frauen, Kindern und alten Leuten wurde der Rest der Ernte eingebracht. Der Acker mußte zur Saat gepflügt, das Saat- und Brotkorn mußte gedroschen werden, dazumal noch meistens mit dem Dreschflügel. Dann kam die Kartoffelernte. In kleinen Betrieben wurden damals die Kartoffelreihen aufgepflügt, dann von den Leuten auf Knien kriechend in Körbe eingesammelt und in Zweientnersäcke geschüttet. Die vollen Säcke wurden auf den Ackerwagen gehoben und nach Hause gefahren, dort abgetragen und in Keller und Mieten geschüttet. Das war eine wirklich schwere Arbeit, die von Frauen und Jungen von 14 Jahren geleistet wurde.

Bald kam das erste Kriegswihnachtsfest heran. Diejenigen, die bei Ausbruch des Krieges hofften, Weihnachten zu Hause zu sein, hatten sich sehr getäuscht.

Im Frühjahr 1915 bekamen wir dann die ersten russischen Kriegsgefangenen zu sehen. Sie kamen aus dem Gefangenenlager Schneidemühl und wurden auf den umliegenden Gütern,

so in Luisenhof, Petzin und Gursen, auch bei den Bauern zur Arbeit eingesetzt. Auf dem Gut Gursen waren die Landsturmmänner Wendt und Roß als Wachposten angestellt. Die Gefangenen, die bei den Gursener Bauern beschäftigt waren, bewachte Landsturmmann Ludwig Schmidt, der später, nach 1918 langjähriger Bürgermeister und Amtsvorsteher in Gursen war. Die Gefangenen waren meistens gutwillige und fleißige Menschen aus Lettland und der Ukraine. Im Laufe der Zeit konnte man sich auch sprachlich mit ihnen gut verstehen. Sie waren gute Gespannführer und auch geschickt bei der Arbeit. Wir Jungen hatten oft unseren Spaß, wenn wir ihnen zuriefen: „Rußki kaputt, Rußki kaputt!“ Dann riefen sie zurück: „Rußki nima kaputt — Germanski kaputt!“ Wenn die Gefangenen mit Kartoffeln zum Verladen nach Bahnhof Küddowbrück fuhren und das „Rußki kaputt“ wurde ihnen zuviel, bombardierten sie uns mit Kartoffeln.

1915 mußten wir zweimal in der Woche — am Dienstag und am Freitag — nach Flatow zum Konfirmandenunterricht. Das waren für uns immer schöne Tage, an denen wir uns dann auch die Schaufenster ansehen konnten. Oft standen wir neben der Apotheke vor dem Schaufenster des Uhrmachers Bahr. Wir

sahen Herrn Bahr, wie er bei seiner Arbeit durchs Mikroskop schaute. Bei Frankenstein tranken wir an heißen Tagen eine Flasche „Champagner“ und bei Bäckermeister und Schankwirt Schallhorn kauften wir uns sechs Salzbacken für 10 Pfg. und 1/4 Leberwurst. das gab es noch, ehe die Brotmarken aufkamen. Freitags besuchten wir auch noch schnell den Wochenmarkt und kosteten die Äpfel und Birnen der Bauernfrauen. Wir sahen auch gern dem Ferkelhandel zu. Eier wurden zu der Zeit per Mandel — 15 Stück — oder Stiege — 20 Stück gehandelt.

Oft erlebten wir, daß eine Siegesnachricht von den Kriegsschauplätzen eingetroffen war. Dann gab es Extrablätter in Flatow aus der Redaktion der Flatower Zeitung. Zeitungsverkäufer gingen laut rufend: „Extrablätter, Extrablätter!“ durch die Straßen und verkauften sie für 5 Pfg. das Stück. Im Nu waren sie ausverkauft.

Am 5. August 1915 hatten unsere Truppen Warschau erobert. Da konnten wir sehen, wie die Flatower Schützen mit ihrem Schützenböllern aus Anlaß des Sieges Salut und Viktoria schossen. Ja, auf dem östlichen Kriegsschauplatz konnten wir die Fähnchen auf der Karte in der Schule noch manchmal vorstrecken. Aber im Westen war es vorbei. (Fortsetzung folgt.)



Schützenfeste in Schönfeld

Liebe Heimatzeitung!

Ich bin 73 Jahre alt und ein eifriger Leser unseres Heimatblattes. Die Berichte von W. Calließ „Die Wälder um Krojanke“ interessieren mich sehr. Besonders der Bericht über das Hammersche Wäldchen ist sehr gut geschrieben, und ich muß dazu sagen: er versetzt mich zurück in meine Jugendjahre.

Das Hammersche Wäldchen ist mir sehr bekannt, da ich in Schönfeld wohnte und von Schönfeld aus, im Jahre 1905, zweimal in der Woche, ein Jahr lang nach Krojanke zum Konfirmanden-Unterricht ging. Ja, Sie lesen richtig: wir gingen die 10 km von Schönfeld bis Krojanke zu Fuß. Wir waren drei oder vier Jungen, die diesen Weg wöchentlich zweimal liefen. Im Hammerschen Wäldchen machten wir meistens eine kleine Erholungspause. Im Sommer wurden auf dem Rückweg die Schuhe ausgezogen und es ging barfuß zurück nach Schönfeld.

In den letzten Jahren vor dem Krieg war ich als Leitungsmeister in Krojanke tätig und habe die Strecke vom Krojancker Rückweg, da die Zugverbindungen schlecht waren.

Ich möchte nun einen kleinen Bericht über die Schützenfeste in Schönfeld schreiben. Sie fanden immer 14 Tage nach Pfingsten statt und sie waren bis 1933 genau so romantisch, wie die von W. Calließ geschilderten Hammerschen Schützenfeste. Ich habe als junger Mensch an Hammerschen Schützenfesten teilgenommen, und in Schönfeld war ich natürlich selbst Schützenbruder.

In Schönfeld gab es jährlich ein Sommer- und Winterfest. Die Sommerfeste waren auch richtige Volksfeste und es kamen hierzu viele Gäste aus der näheren und weiteren Umgebung. Beim Schönfelder Schützenfest wurden der König sowie Preise und Orden „ausgeschossen“. Am interessantesten aber waren die Aus- und Einmärsche. Vom Vereinslokal Hugo Schatz wurde die Fahne abgeholt, anschließend ging es zur Wohnung des vorjährigen Königs und dann mit Musik (meistens die Kapelle Callies, Gustav aus Tarnowke) zum Schützenwald, dem sogenannten Sandtanger, der ca. 1 km außerhalb des Dorfes, an der Chaussee von Schönfeld nach Krojanke, lag. Eine große Kinderschar begleitete den Schützenzug bis zum Dorf hinaus und viele auch bis zum Schützenplatz.

Ich denke oft an die schöne Zeit in unserer lieben Heimat zurück und es wird mir immer wehmütig ums Herz, wenn ich daran denke, wie wir ausmarschierten, unser Hauptmann Fritz Quade seinen Säbel zog und von der Kapelle der Marsch gespielt wurde „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst“, und dann viele bekannte Lieder und Märsche, bis wir im Sandtanger angekommen waren. Dort wurde dann eifrig um die Königswürde gekämpft und auch manch Tropfen „Zielwasser“ getrunken.

Auf dem Festplatz war natürlich auch für die Unterhaltung der Gäste gesorgt. Es war ein Tanzboden gelegt und es waren auch Würfel-, Kreisel- und Glücksspiele aller Art vorhanden. Das Tanzbein wurde dann auch von alt und jung eifrig bis in die Abendstunden geschwungen. Unser Gastwirt Hugo Schatz sorgte für die notwendige Feuchtigkeit.

Am lustigsten aber waren die abendlichen Rückmärsche in das Dorf. Der neue König wurde abgebracht, d. h. der Verein, die Musik und viele Festeilnehmer brachten den König bis vor sein Haus. Dort wurde dann noch einmal „nachgestärkt“, und es passierte nicht selten, daß die neue Majestät ein paar kräftige Schützenbrüder gebrauchte, um mit Ordenskette und neuer Würde die sichere Obhut des Hauses zu erreichen. Das reichlich genossene „Zielwasser“ verfehlte nämlich selten seine Wirkung.

Anschließend wurde gegessen und darauf bis zum Morgenrauen im Saal von Hugo Schatz lebhaft und eifrig getanzt. Ja, es ist sogar vorgekommen, daß die Kapelle noch am Montag mittag bei unserem Hauptmann Quade am Steinauer Bahnübergang im Bahngraben lag und mit vollen Lungen „Morgenroot, Morgenroot“ spielte.

Nun möchte ich noch kurz erwähnen, daß der Schönfelder Schützenverein ein paar Jahre nach dem ersten Weltkrieg einen neuen Schießstand mit vier Ständen nach den damals bestehenden Vorschriften unter Leitung des Ing. Arthur Schatz erbaute. Bei der Fertigstellung im Jahre 1926 oder 1927 fand eine große Einweihungsfeier statt, zu der sehr viele Gäste erschienen.

Bevor ich meinen Bericht schließe, möchte ich noch allen Schönfeldern mitteilen, daß auch heute noch jedes Jahr 14 Tage nach Pfingsten, in einem kleinen Dorf, in dem einige alte Schönfelder wohnen, das Schützenfest gefeiert wird, allerdings in sehr verkleinertem Umfang. Es ist also nicht nur bei mir in guter Erinnerung geblieben.

Ich hoffe nun, daß Sie aus meinem Bericht ersehen, daß man auch in anderen Dörfern unserer Heimat Feste feiern konnte.

Emil Giese

Immer noch überhöhter Holzeinschlag

Warschau (hvp) Die polnische Wirtschaftszeitung „Zycie gospodarcze“ wies darauf hin, daß der Holzeinschlag in den Wäldern Polens und der Oder-Neiße-Gebiete um 22 v. H. über der zugelassenen Menge liegt. An sich dürften allein 2 Festmeter je Hektar Waldfläche eingeschlagen werden; tatsächlich würden jedoch jährlich 2,45 Festmeter eingeschlagen. Der jährliche Zuwachs betrage 2,41 Festmeter je Hektar, gegenüber 3,1 Festmetern in der Tschechoslowakei.

ERINNERUNGEN AN

Waldau - Pagelkau

von Regierungsdirektor a. D.
Gustav Doogs
4. Fortsetzung und Schluß

„Tages Arbeit, abends Gäste! Saure Wochen, frohe Feste!“

Diese Worte Goethes könnte man in gewissen Grenzen auch auf die Waldauer anwenden. In den Sommermonaten dehnte sich ihr Arbeitstag allerdings bis in die späten Abendstunden aus. Wohl wurde die Arbeit auf den Feldern eingestellt, wenn die Sonne sich dem westlichen Horizont zuneigte. Damit war aber das Tagewerk nicht beendet. Es gab noch viel zu tun, wenn der Bauer und die Bäuerin von der Feldarbeit auf den Hof kamen. Dann mußten die Pferde mit frischem Wasser und Futter versorgt werden. Die Kühe standen brüllend im Stall, des Melkens harrend. Die schnatternden Gänse und die quakenden Enten wollten in ihre Verschläge gebracht werden. Derweil grunzten und quiekten die Schweine recht vernehmlich. Sie gaben erst Ruhe, wenn sie ihr Futter im Trog hatten. Nur der Hahn und seine Hühnerschar hatten sich lautlos auf ihre Sitzstangen zurückgezogen. Man brauchte nur noch die Tür zum Hühnerstall zu schließen, um dem Iltis und sonstigem Raubzeug den Zutritt während der Nacht zu verwehren.

Am Sonnabend wurde die Feldarbeit aber früher eingestellt, um früher an die Viehversorgung in Hof und Stall heranzukommen und damit fertig zu sein, wenn die Dorfglocken den Sonntag einläuteten. Sobald die Abendglocken verklungen waren, trafen sich manche der Nachbarn wohl noch an der Grenze zu kurzem Gedankenaustausch. Ausgedehnter wurden die Sonntagnachmittagsbesuche. Der Alltagsorgen waren ja so viele, daß man darüber beim Nachmittagskaffee beginnen konnte und beim Abendröb noch nicht fertig war.

Sehr lustig und vergnügt wurde es immer, wenn die Jugend unter sich war. Zwar beschränkte sich ihre Freizeit auch nur auf den Sonnabendabend und Sonntagnachmittag, aber sie suchten und fanden doch Gelegenheit, sich auch an Wochentagen nach der Tagesarbeit zu treffen, wenn der schöne Sommerabend zu einladend war, um einem kleinen Spaziergang am Waldessaum widerstehen zu können. Sie lachten und scherzten dann, sangen aus voller Brust die alten vertrauten Volkslieder und tanzten auch mal auf grüner Wiese nach den Klängen einer Mundharmonika.

An besonders schönen Sommerabenden, wenn die Luft glasklar war und kein Blättchen sich bewegte, wurden die Waldauer auch oft durch schöne Harmonikaklänge erfreut. August Masloff, ein Meister seines Instruments, war der Spieler. Es war uns in der weltabgewandten Abendstimmung dann, als spiele er von der Lust und dem Leid in der Welt, und so fühlten sich die Alten, denen beides nicht fremd war, durch seine Weisen angesprochen. „Es war einmal“, klang es in ihren Herzen. Die Jungen aber summteten seine Weise leise mit, nicht daran denkend, wie ihnen Sturm und Drang des Lebens noch zusetzen würden. Und während er noch spielte, senkte sich allmählich mit kühlem Hauch ein stiller Abendfriede auf die Erde nieder. Nebel stiegen aus den feuchten Wiesen auf, und tausend Sterne funkelten am nachtschwarzen Himmel. Ja, manchmal war auch der Mond schon aufgegangen und hüllte Feld und Wald in seinen magischen Glanz. Solche Abende dürften für alle, die sie miterlebt haben, zu den schönsten Erinnerungen gehören.

Wenn die sauren Wochen der Erntezeit beendet waren, begann sich die Geselligkeit in Waldau mehr zu beleben. Den Auftakt dazu gaben gewöhnlich die Söhne Mattiks, wenn sie im Herbst von ihrer Sommerkampagne heimkehrten. Sobald sie zu Hause angekommen waren, brachten sie uns Waldauern an einem der nächsten schönen Herbstabende ein Ständchen mit ihrer klangvollen Hornmusik. Dann wußten wir, daß unsere weit und breit geschätzte und beliebte Musikkapelle Mattik wieder beisammen war. Meistens fand schon im Herbst, sozusagen als Erntedankfest, ein Ball im Dorfkrug statt, bei dem die Kapelle Mattik spielte. Diesem Ball folgten im Winter noch einige, zum Beispiel am zweiten Weihnachtsfeiertag und zur Fastnacht. Das waren die großen gesellschaftlichen Veranstaltungen, bei denen Dorf Pagelkau und Waldau gemeinsam feierten. Daneben hatten die Waldauer ihre kleinen Tanzabende, zu denen man sich zwanglos mal bei dieser, mal bei jener Familie traf. Hier wurden nicht nur die damals üblichen Rundtänze Polka, Walzer und Rheinländer getanzt, sondern auch neue Tänze und Tanzformen die Mattiks Söhne aus der „großen Welt“ mitbrachten, fleißig geübt. Wirbelnd dehten sich die Mädchen in der Tyrolienne so schwungvoll, daß die Röcke auf-

gebläht wie Glocken um die schlanken Beine standen, und beim Menuett bewegten sich alle so anmutig und würdevoll, wie es ehemals in den Pariser Salons geschehen sein mag.

Die schönsten Feste von allen waren aber immer die Hochzeiten. Ganz Waldau nahm daran Anteil. Schon am Polterabend, wenn durch viel „Poltern“ mit zersplittertem Glas und Porzellan die bösen Geister aus dem Hochzeitshaus vertrieben waren, stellte sich in der Abenddämmerung die Kapelle Mattik ein. Sie spielte ein paar passende Weisen und zum Abschluß stets einen Choral, um damit die guten Geister zum Einzug in das Hochzeitshaus anzuregen. Am Hochzeitstage blieb der Vormittag dem Besuch beim Standesbeamten vorbehalten, und nachmittags fuhr die ganze Hochzeitsgesellschaft in langer Wagenkolonne nach Schlochau zur Kirche. Für diese Fahrt wurde der Braut von es gut meinenden Tanten manch alter Brauch ins Ohr geflüstert. Schon beim Einsteigen in die Hochzeitskutsche sollte sie darauf achten, daß sie auf einem Rock- oder Mantelzipfel des Bräutigams zu sitzen kam, und in der Kirche sollte sie ihm ein paar Mal auf den Fuß treten. Beides würde, so meinte der Aberglaube, ihrer Überlegenheit in der Ehe dienlich sein. Die Rückfahrt von Schlochau glich manchmal einem Rennen, der Brautwagen immer voran. Er durfte sich nicht überholen lassen. Es hätte nach alter Überlieferung Unglück für die Ehe bedeutet, wenn er nicht als erster vor dem Hochzeitshaus eingetroffen wäre. Dort wurden der Brautwagen und die ihm folgenden Wagenkolonne schon von der Musikkapelle erwartet, die mit ihren schmissigen Märschen nicht nur die Hochzeitsgäste in Stimmung brachte, sondern auch die Pferde wild machte, so daß sie sich manchmal wie Zirkuspferde bäumten. Vor dem Eintritt in das Hochzeitshaus mußte das „frischgebackene Ehepaar“ noch eine weitere Zeremonie über sich ergehen lassen. Man reichte ihm im Hausflur eine trockene, mit Salz bestreute Scheibe Brot, in die beide kräftig hineinbeißen mußten. Eine sinnige Geste, die wohl als eine Bitte an die himmlische Güte gedacht war, in dieser Ehe Brot und Salz nie fehlen zu lassen. Und dann setzte man sich an die reichgedeckte Tafel und „tafelte“ einige Stunden lang. Wenn danach der Tanz zu seinem Rechte kam, war es meistens schon dunkel geworden; die ersten Zuschauer hatten sich auch schon eingefunden, die reichlich mit Schnäpsen bedacht, draußen, vor den Fenstern, bald ebenso lustig wurden wie die da drinnen. Erst in den frühen Morgenstunden fanden Jubel und Trubel ein Ende.

Die Waldauer waren ein musikliebendes Völkchen. In allen Häusern wurde musiziert, so auch bei uns. Ich spielte zwar auch Ziehharmonika, aber meine Vorliebe galt der Geige. Auf ihr spielte ich auch nach Noten. Schließlich ging ich dazu über, Trompete zu blasen. Meine ganzen Musikutensilien hatte ich im Zimmer meiner Großmutter untergebracht. Dort musizierte ich auch, von ihr unbehelligt. Was sie bei meinem Üben auszuhalten gehabt hat, kam mir erst bei folgendem Vorgang voll zum Bewußtsein: Als ich der Trompete die ersten Töne entlockte, spazierte neugierig unser Bello, die treue Hundeseele, zur offenen Tür herein. Er setzte sich vor mir auf die Keulen, legte die Ohren an den schiefgehaltenen Kopf und heulte mit weit geöffnetem Mund ganz jämmerlich los. Als ich mit Blasen innehielt, war auch er still. Das wiederholte sich einige Male. Dann aber drehte er sich plötzlich um und nahm, den sonst hoch erhobenen Ringelschwanz zwischen die Beine geklemmt, Reißaus. Ihm war mein stümperhaftes Tuten unausstehlich. aber die Großmutter überstand geduldig auch die Anfänge meines Trompetenblasens. In einiger Zeit war ich soweit vorgekommen, daß ich es wagen konnte, den Waldauern meine Trompetensoli anzubieten. Ich eiferte damit unserem lieben August Masloff nach, der mit seiner Ziehharmonika nun aber leider immer seltener zu hören war. Zu den Liedern, die ich damals oft gespielt habe, gehörte auch „An der Weser“. Und in Erinnerung an die schöne Jugendzeit, die dieses Lied immer wieder in mir weckt, will ich nun, indem ich alle lieben Landsleute aus Waldau und dem Dorf Pagelkau herzlich grüße, meine Artikelserie mit den Worten beenden: Leb wohl, leb wohl du selige Zeit, lebt wohl ihr Träume der Jugend!

Bitte um Beachtung! Letzter Einsendetermin für die Juniausgabe des Kreisblattes ist der 1. Juni! Umfangreichere Berichte müssen jedoch noch früher beim Kreisblatt in 53, Bonn, Postfach 45, eingetroffen sein.

Bundesregierung: Kein Verzicht auf die deutschen Ostgebiete!

Ansprache des Bundeskanzlers anlässlich der Tagung der Vertretungen unserer ostdeutschen Länder am 21. und 22. März 1964 in der Beethovenhalle in Bonn

Es ist mir eine Freude, daß ich heute in Ihrer Mitte sein kann. Kundgebungen dieser Art stehen oft in dem Ruf, den eine feindselige Propaganda sorgfältig pflegt und nährt, Treffen von „Revanchisten“ zu sein. Das hindert mich nicht, meine Verbundenheit mit den Heimatvertriebenen wegen dieser Unwahrhaftigkeit auch dadurch zu betonen, daß ich heute zu Ihnen gekommen bin.

Die Bundesregierung ist die Treuhänderin der Rechte aller Bundesbürger, ja, für alle Deutschen, mögen sie hier oder jenseits des Eisernen Vorhangs leben. Ich erachte es nicht als meine Aufgabe, das gute Recht, mit der die Bundesregierung und das ganze deutsche Volk für die unveräußerlichen Menschenrechte eintritt, durch besondere Lautstärke zu unterstreichen. Es kommt mir und sicherlich auch Ihnen darauf an, immer aufs neue für diese Rechte zu arbeiten und dafür dort einzutreten, wo es darauf ankommt und wann immer es erforderlich ist.

Die Welt weiß, daß wir, die Deutschen, nichts anderes ersehnen als ein Leben in Frieden und Freiheit. Wenn auch die östliche Propaganda das nicht wahr haben will, so werden wir doch nicht aufhören, gerade mit unseren östlichen Nachbarn eine friedfertige Verständigung zu suchen.

Wir haben einen ersten Schritt in dieser Richtung in jüngster Zeit durch den Austausch von Handelsvertretungen mit einer Reihe von ost- und südosteuropäischen Staaten getan. Auch kulturelle Kontakte können dazu dienen, das gegenseitige Vertrauen zu stärken. Ich bin mir bewußt, daß nach den Schandtaten des letzten von uns heraufbeschworenen Krieges und nach den Greueln, die dabei begangen wurden, es nicht leicht ist, das gegenseitige Vertrauen zwischen den Völkern im Herzen Europas zurückzugewinnen. Aber einmal mußte ein Anfang in dieser Richtung getan werden. Wir werden uns weiter darum bemühen und wir hoffen auf einen guten Fortgang.

Für unser außenpolitisches Handeln gegenüber unseren Nachbarn im Osten kann die Grundlage nur die Wahrung des Rechts sein. Wir erheben gewiß keine Forderungen auf fremdes Staatsgebiet, aber wir verzichten nicht — und können angesichts der Verantwortung vor dem deutschen Volk, dem Recht und der Geschichte auch nicht verzichten auf Gebiete, die die angestammte Heimat so vieler unserer deutschen Brüder und Schwestern sind.

Vergessen wir nicht, daß die Mächte 1945, d. h. selbst in der Stunde des totalen Sieges, diesen Verzicht den Deutschen nicht zugemutet haben. Um so weniger kann er uns heute, 19 Jahre nach Kriegsende, zu einem Zeitpunkt, in dem ganz gewiß nicht aus unserer Schuld immer noch kein Friedensvertrag mit Deutschland zustandegekommen ist, bedingungslos abverlangt werden. Bundesregierung und Bundestag haben seit Bestehen der Bundesrepublik immer wieder diesen gleichen Standpunkt vertreten. In meiner Regierungserklärung vom 18. Oktober vorigen Jahres habe ich zu dieser Frage eindeutig Stellung genommen. Friede und Recht sind unteilbar. Das Recht kann nicht nur für eine bestimmte Gruppe von Völkern, es muß für alle gelten.

Die Vertreibung von Millionen Deutscher aus ihrer seit Jahrhunderten angestammten Heimat hat keine neuen Rechtsrealitäten geschaffen. Aus Unrecht kann niemals Recht werden.

Wir wollen jedoch nicht alte Wunden aufreißen und aufrechnen. Wir wollen uns vielmehr bemühen, einen Weg zur Verständigung auch mit unseren östlichen Nachbarn auf der Grundlage des Rechts, der friedlichen Verhandlung und der gegenseitigen Achtung zu finden. Dieser Weg ist gewiß nicht einfach. Er ist vielmehr langwierig und erfordert viel Entsagung und Geduld. Wir haben diesen Weg mit Erfolg bei der Lösung der Grenzprobleme im Westen beschritten. Dort herrscht Frieden und Freiheit. Wir sind bereit, die gleiche versöhnliche Haltung auch dem Osten gegenüber zu bezeugen.

Stalin hatte mit der Vertreibung von über 12 Millionen Deutscher zwei Ziele im Auge: Einmal dadurch einen dauernden Keil zwischen Deutschland und seinen östlichen Nachbarn zu treiben, durch die Furcht vor einer deutschen Revanche an sich zu binden. Zum zweiten sollte durch das Hineinpressen von 12 Millionen expropriierter Menschen in das durch den Krieg ausgeblutete Restdeutschland eine explosive soziale Situation geschaffen werden, die, wie er glaubte, in kürzester Zeit zu einer extremen Radikalisierung der Massen führen sollte, um dadurch unser Land reif für den Kommunismus zu machen. Diese Rechnung ging nicht auf.

Vielmehr haben die Heimatvertriebenen durch ihre Besonnenheit, durch ihren Willen zur Selbstbehauptung, durch ihren

Fleiß und ihre Bereitschaft, einen wesentlichen Beitrag zur wirtschaftlichen Gesundung und zum Aufstieg unseres Landes beizutragen, ein Werk vollbracht, das in die Geschichte eingehen wird. Ich möchte das zu dieser Stunde mit großer Dankbarkeit feststellen.

Die Vertriebenen sind wirtschaftlich — statistisch gesehen — zum größten Teil eingegliedert. Aber ich bin mir wohl bewußt, daß noch manches zu tun übrig bleibt. Mit der wirtschaftlichen Eingliederung sind eben noch nicht alle Probleme der Vertriebenen gelöst. Aber auch zur Bewältigung der noch offenen Fragen haben die Heimatvertriebenen einen konkreten, ja, einen positiven Beitrag geleistet... Bereits im Jahre 1950 haben sie in Stuttgart in der Charta der Vertriebenen erklärt, daß sie erstens auf Rache und Vergeltung verzichten, und daß sie zweitens an der Schaffung eines geeinten Europa, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können, mitarbeiten wollen.

Statt mitschuldig zu werden an der Fortdauer chaotischer Zustände nach 1945, sind die deutschen Heimatvertriebenen vielmehr ein Element der Ordnung und des Wiederaufbaues für unser Vaterland und zugleich für Europa geworden. Auch hierfür möchte ich Ihnen allen meinen Dank sagen.

Noch viele Geschlechter werden von den Leiden sprechen, die mit der Vertreibung der Deutschen verbunden waren. Aber sie werden dann auch von den großen Leistungen zeugen, zu denen Deutsche befähigt waren, die nach dem Kriege, ohne Hoffnung und ohne Zukunft, neues Leben zu gestalten hatten. Das Größere, ja, unsere Sehnsucht wird sein, den Tag zu erleben, an dem die Völker, wie jahrhundertlang vorher, friedlich zusammen leben. Wir wünschen eine gerechte, dem Willen der Völker gemäße Ordnung in Europa, die uns diesseits und jenseits der Grenzen das zurückgibt, was wir alle wollen: Frieden und Freiheit für uns und unsere Nachbarn.

Ich verstehe Sie sehr wohl, wenn Sie die menschliche Sehnsucht nach Ihrer Heimat nicht als Revanchismus geschmäht wissen möchten. Diese Zumutung würde auch jeder Völkermoral widersprechen. Um so höher weiß ich es zu schätzen und um so tiefer bin ich Ihnen verpflichtet, daß Sie, ohne sich selbst Ihr Recht und sich preiszugeben, dennoch bereit sind, um des Friedens in der Welt und der Versöhnung willen mit uns zusammen nach Mitteln und Wegen zu suchen, die ohne Verletzung des Rechts einen friedvollen Weg in eine völkerverbindende Zukunft eröffnen.

Neues aus Flatow

Einen Rechenschaftsbericht über das bisher Geleistete im Kreise Flatow veröffentlicht die polnische Zeitung „Glos Koszalin“ vom 24. April 1964. Darin heißt es: „Im Frühjahr 1945 gab es im ganzen Kreise nur noch ca. 50 Stück Vieh, 102 Pferde; Schweine gab es allgemein fast gar nicht mehr, und 55 Prozent der Ländereien lagen brach. Heute spricht man in der Wojewodschaft Köslin vom Flatower Kreis als von einer wirtschaftlich hochentwickelten Gegend. Wenn dies so ist, so verdanken wir es vor allem der Haltung der Landwirte und der landwirtschaftlichen Arbeiter, dann der Politik der Partei, die von Jahr zu Jahr immer neue Anregungen zur Förderung der Landwirtschaft in Gang bringt.“

Weiter heißt es in dem Artikel der polnischen Zeitung: „Es lohnt sich, hier vergleichende Angaben über die mittleren Erträge vom Hektar in den Bauernwirtschaften in den Jahren 1939 und 1963 beizufügen.“

	Jahr 1939	Jahr 1963
Weizen	17,7 Doppelzentner	17,8 Doppelzentner
Roggen	13,9 Doppelzentner	16,9 Doppelzentner
Zuckerrüben	257 Doppelzentner	265 Doppelzentner
Kartoffeln	140 Doppelzentner	180 Doppelzentner
Heu	37,5 Doppelzentner	45 Doppelzentner

Also trotz der Vernichtungen und Schwierigkeiten des Krieges erlangt der Kreis in allen landwirtschaftlichen Grundkulturen bessere Resultate. Die Saatenstruktur hat sich vorteilhaft verändert. Gegenwärtig säen wir über 1000 ha Weizen mehr an als vor dem Kriege und dreimal mehr Ölpflanzen.

Am Ende des verflossenen Jahres zählte unser Dorf (soll wohl heißen Kreis, der Übers.) 21 000 Stück Vieh, 35 000 Stück Schweine, 12 000 Stück Schafe.“

Soweit der Artikel aus der polnischen Zeitung. Es kann als sicher gelten, daß die Erträge aus dem Jahre 1939 bewußt niedrig angegeben worden sind, um dem Ergebnis des Jahres 1963 mehr Bedeutung zu verleihen. Aber selbst ein Nichtfachmann kann sich ausrechnen, daß z. B. im Kartoffelanbau ein Hektarertrag (1 ha = 10 000 Quadratmeter) von 360 Zentnern ein für unsere Verhältnisse recht bescheidenes Ergebnis ist.

Es wäre angebracht, einmal eine Meinung eines unserer Flatower Landwirte über die oben angegebenen Erträge zu hören.

'Ausblick vom Schlochauer Turm'

Der polnischen Tageszeitung „Głos Kozalinski“ (Stimme Köslins) vom 30. März 1964 entnehmen wir den nachfolgenden Bericht, welcher von Thaddäus KwASNIEWSKI geschrieben wurde:

Wenn du nach Schlochau gelangst, bedauere nicht deine Füße, erklime die Spitze des Burgturms. Schaust du hinab und ringsum, so wirst du verstehen, warum Polen, Kreuzritter, Eryk von Stolp, Deutsche und Schweden sich dauernd um diese Festung bemühten. Von der einen Seite kommt das Wasser des Sees bis dicht an die Anhöhe heran, auf der die Burg erbaut worden ist. Auf der anderen Seite dagegen ist dichtes Schilf ein Zeugnis dafür, daß auch hier Wasser und Sümpfe den Zugang zur Burg wehrten. Die Burg selbst, mit tiefen Gräben und hohen Mauern umgeben, galt nach der Festung Malbork als die beste Verteidigungsanlage. Gebaut haben sie die Kreuzritter, aber auf angekaufter Erde und an einem Orte, wo sich bedeutend früher eine slawische Feste befand. Von hier aus brachen die friedensstiftenden Kreuzritzerzüge ins Land auf. Aber es kam die Zeit von Grunwald (polnische Bezeichnung für Tannenberf, d. Übers.) Der Schlochauer Komtur Arnold von Baden opferte sein Leben auf den Feldern von Grunwald (1410). Mit Hilfe der Danziger, die damals Polen ergeben waren, gelangten wir wieder in den Besitz der Schlochauer Burg.

Im Jahre 1466, als der Kastellan Georg Dombrowski die Regierungsgeschäfte in der Burg leitete, wiederholte der pfiffige Martin Sycewic die List von Troja in Schlochau, besetzte mit Arglist das Schloß, indem er in die Mitte desselben in Wagen versteckte, ihm ergebene Soldaten hineinbrachte. Mit der Beute wollte er mit dem Stolper Eryk und mit den Kreuzrittern Handel treiben. Aber die Burg wurde zurückgewonnen. Damals schrieb Johann Dlugosz in seine Chronik ein: „Als der Hochmeister und die Kreuzritter davon Kenntnis erhielten, gerieten sie fast in letzte Verzweiflung, denn wenn die Schlochauer Burg, die sie mit Malbork (Marienburg) gleichstellten, in die Hände des Königs Kasimir geriet, konnten sie sich nichts Gutes für die Zukunft voraussagen . . .“

Es regierten hier später Leszczyński, die Grafen Latolski, die berühmten Weihers und zuletzt die Radziwills. Es bemühten sich um die Burg mit wechselndem Erfolg die Deutschen und die Schweden. Die Festung widerstand. Dagegen litt die Stadt. Jeder Krieg brachte Zerstörungen. Nicht anders ist der letzte Krieg mit der Stadt umgegangen, der sie Polen zurückbringen sollte. Das beweist ein Ausblick vom Burgturm. Schaut auf die zahlreichen mit Pflanzen und Gras bewachsenen grünen Plätze und Flächen. Hier standen vor dem Jahre 1945 geschlossene Vierecke von Steinhäusern. Schlochau war, wie alle Kösliner Städte, in den Kriegsjahren verwundet worden und verlor wie alle den natürlichen Reiz und den Zauber. Die Vernachlässigung und Versäumnisse nach dem Kriege ergänzten die „Taten“.

Und nun plötzlich der überraschende Beschluß der Preisrichter: Der erste Platz für Schlochau im Wettbewerb um die Benennung der „schönsten und wirtschaftlichsten Stadt“ in der Wojewodschaft im Jahre 1963. —

Es ist Zeit, vom Burgturm herabzusteigen, denn von hier aus sieht die Stadt aus, als ob ein Kind sie aus Bauklötzen zusammengelegt hätte, und die Menschen darin sind nicht größer als Ameisen.

*

Es liegen doch Dokumente mit amtlichen Stempeln und Unterschriften vor. Aus diesen geht hervor, daß jeder Schlochauer in der Stadt 453 Złoty als reinen Bestandteil der Gemeinschaftsarbeit investiert hat. Dennoch herrscht ein gewisses Mißtrauen.

— Direktor! Setzen wir uns ins Auto. Zeigen Sie die „Wirtschaft“. Eduard Wonsik war damals, als es ihm zufiel, die ganze Aktion zu leiten, noch Vorsitzender der PKPG (Kreiswirtschaftsrat). Ich wundere mich daher nicht über die Sachlichkeit meines Führers.

Fangen wir mit den Kleingärten in der Vorstadt an. Mit Hilfe der Stadt haben sich 80 Familien kleine Felderchen angelegt. Kehren wir ins Zentrum zurück. Dabei müssen wir wieder am Schloß vorbeifahren. Und es ist wichtig, sich hier daran zu erinnern, daß noch vor 2 Jahren niemand zwischen das Gestrüpp, zwischen den Schutt und die Trümmer im Park (Wäldchen) vorgedrungen ist. Man hat das Terrain mit nicht geringem Arbeitsaufwand in Ordnung gebracht; man benedietete andere Städte wegen deren sommerlichen Amphitheatern (Freilichtbühnen). Am Fuße der Burgruine legte man also eine Freilichtbühne an. Im Park (gemeint ist das Wäldchen) stand ein zerstörtes Haus (wohl das kurz vor dem Kriege erbaute Jugendheim in der Nähe des Sportplatzes). Dieses übergab man der Jugend. In den renovierten Räumen beginnt der Jugendklub seine Tätigkeit, ein Klub mit der sonst nicht typischen Bezeichnung „Freude“.

Neue Fassadenansichten auf dem Markt und in den zu ihm führenden Straßen können auf den Ankömmling keinen besonderen Eindruck machen. Aber Achtung! Jetzt sind wir am Richnauer See.

Hier haben die Schlochauer begonnen, sich ein neues Erholungszentrum zu erbauen. Es könnte einem scheinen, als ob der „Eiszeit“-Gletscher, nach Norden entweichend, diesen Entschluß (der Schlochauer) vorausgesehen und dementsprechend das Gelände gestaltet hat. Die Anhöhe, abfallend in Richtung des Sees, bildet hier einen natürlichen Strand. Das Terrain ist eingezäunt, der Boden verbessert worden. Man pflanzte Bäumchen, baute einen schönen Weg, und am Ufer des Sees erstand ein Lauf- und Sprunggerüst für Schwimmer. Die halbe Million Złoty als Preis, die Schlochauer erhielt, sind bestimmt für den weiteren Ausbau und die Anschaffung von Einrichtungen für diesen „Mittelpunkt der Erholung und Gesundheitspflege“.

Der Ankömmling, der hier früher einmal gewillt hat, könnte aus der Ausstattung und dem Aussehen in der Stadt einen Eindruck allgemeiner Natur mitnehmen: Sie ist schön hergerichtet; schon auf den ersten Blick zu urteilen: sie ist sauberer geworden. Reinliche Straßen, Grünflächen, neue Anstriche nicht nur der staatlichen, sondern auch der privaten Häuser, restaurierte Läden, das sind die Elemente, die Grundbestandteile dieses günstigen Eindrucks, gesteigert durch die natürliche Umrahmung und Einfassung (eben durch diese Burg, diesen Marktplatz, diesen See).

„Helden“ gibt es dabei nicht. Das wünschen sich die Schlochauer auch nicht. Irgendjemand Lorbeeren wegen geleisteter Reparaturarbeiten zu überreichen, schließen sie aus und sagen: Beinahe jeder Erwachsene und die ganze Jugend haben an dieser Tat ihren Anteil. — Man muß höchstens die allgemeinen Schwierigkeiten unterstreichen. Gibt es doch hier keine Fabriken, in unseren Zeiten der wesentlichste städtebauende Faktor. Die vor nicht langer Zeit entstandene Bautischlerei (jetzt auch schon Möbeltischlerei) hat kaum die inneren Schwierigkeiten bewältigt und fiel im wirtschaftlichen Leben der Stadt nicht ins Gewicht. Und somit wurde die viele Arbeit mit den Händen der Schaffenden von einigen zwölf bis fünfzehn nicht großen Betrieben und den Händen der Schuljugend ausgeführt.

*

Jetzt sind wir uns jedoch die Antwort auf die Frage schuldig: woher kommt in Schlochau so unerwartet, das bis dahin sich durch nichts Besonderes in die Geschichte der Wojewodschaft eingeschrieben hat, soviel Energie?

Bis vor kurzem hatte Schlochau kein Glück mit den Behörden. Die ungesunde Atmosphäre in der KP (Kommunistische Partei, d. Übers.) und in

der PPRN (Polnische nationale Arbeiterpartei) spiegelte sich sicherlich im Leben der Stadt wider, gebar Mißtrauen und mittelbar (indirekt) eine Stokkung. Es ist nicht nötig, zu diesen Angelegenheiten zurückzukehren, sie gehören zur Vergangenheit. Den neuen Leuten in den Ämtern und auf den Posten war es nicht leicht, das Vertrauen wiederherzustellen. —

Das eintönige Alltagsleben, in dem ein Tag dem andern fast gleicht, wurde durch die veranstalteten „Schlochauer Tage“ jedoch mannigfaltiger. Einige fühlten sich bei den Blumenbeeten benötigt, andere bei anderen Unternehmungen. Man muß auch den Studenten gerecht werden. Ihr allgemeinpolnischer Zug der Ausflüge nach Schlochau trug in die Stadt ein wenig der den Pennälern eigenen Lebenskraft und -freude hinein und gestattete, an die touristische Anziehungskraft der Gegend zu glauben. —

Man baute vom Fundament auf gewerbliche Anlagen für Verwertung von Erden. Es fragen die guten Leute in Schlochau, für wen? Sich wundernd, daß so viele Leute zur Arbeit hereinfahren aus der Bromberger und Konitzer Gegend. Es stehen in der Stadt fünf neue Gebäude, und zwei weitere sind im Bau. Zwar löst dies der Stadt, die über 6 000 Einwohner zählt (zu deutscher Zeit zuletzt rd. 6 800, d. Übers.), nicht das Problem, aber es bedeutet immerhin schon etwas, und das nicht nur in materieller Hinsicht. Denn als die Schlochauer zu der Überzeugung kamen, daß der Staat Geld anlegt, begannen sie selbst zu bauen. Daher die neuen Häuschen in Schlochau selbst und in der Kaldauer Vorstadt. —

Der Vulkan der Energie ist nicht unverhofft ausgebrochen. Er wuchs in 19 Jahren an. In Unterhaltungen erklingt der singende, melodische litauische Sprachakzent; man kann hier dem Begriff „autochthon“ begegnen. (Anm. des Übersetzers: „Autochthone“ werden diejenigen heutigen Bewohner genannt, die aus dem Lande selbst stammen, also die alten Schlochauer Einwohner). Aber im Alltag wird niemand besondere Volksgruppen aussondern, höchstens die Gruppen der Menschen in den Betrieben und Fabriken, die ein wenig in sich selbst geschlossen leben. Eine abseits stehende Truppe sind die deklarierten (oder deklarierten?) Alkoholiker, die man am öftesten in der Gegend der Bar (wahrscheinlich das frühere Café Blank am Markt, d. Übers.) trifft, die gewöhnlich und mit Recht als Auswurf (Ausstoß) der Gesellschaft bezeichnet werden. —

19 Jahre gereichten dazu, daß die vom hinteren Bug (also aus dem von Polen an Rußland zwangsweise abgetretenen polnischen Gebiet, d. Übers.) aus dem ersten und zweiten Schub der Repatriierung (Zurückführung ins Vaterland, d. Übers.), daß die aus der „Zentrale“ (gemeint ist wohl Zentralpolen, d. Übers.) und daß die nicht sehr zahlreichen Autochthonen sich einfach „als Schlochauer“ fühlen. Die Soziologen bezeichnen das verschieden: Assimilation, Integration. Sie sagen auch, daß die Prozesse der Angleichung, Umwandlung und Ähnlichmachung in den Städten schneller vorwärtsschreiten als auf dem Lande. Und am schnellsten — o Paradoxon unserer Zeiten — schreiten sie in den zerstörten Städten voran. Das Beispiel Schlochau bestätigt diese These. —

Besucht Schlochau! (In der polnischen Zeitung heißt es wörtlich: „Wizitez Człuchow!“) Man hat also ein französisches Verbum gewählt, d. Übers.). Ihr begegnet hier interessanten Menschen; aus den Gesprächen mit ihnen werdet ihr die Genugtuung davontragen. Ich bedauere, daß ich nicht Sophie Ryngwerska erkannt habe. Sie stammt aus dieser Gegend, kehrte nach dem Studium hierher zurück und leitet jetzt die Kreisbauangelegenheiten. — Und wie sie sie leitet! Von ihrem gruppen- und blockweisen Wiederaufbau und der weiteren Bebauung des Dorfes werden wir noch öfter hören. —

Der Direktor Szymczak machte aus nichts eine Berufsschule. Er war es, der auf den Gedanken kam, um mit wenigen Kosten die Schule um ein Stockwerk zu erhöhen, indem die Dach- und Trockenböden ausgenutzt wurden. — Es ist schwierig, das zu übersehen, was er zur Propaganda über die Vergangenheit der Stadt getan hat und noch tut, der Lehrer und Heimatforscher Edmund Kloskowski. Es sekundiert ihm tüchtig Mgr. Stopa aus Debrzno (Geistlicher Rat Stopa aus Pr. Friedland). —

Wie würde es im offiziellen Wortschatz heißen: Museum oder Dauerausstellung?; sie trugen im Schloß wertvolle Gedenkstücker aus der polnischen Vergangenheit der Stadt zusammen. —

Es lohnt sich, sich zu unterhalten mit dem Ehepaar Baranski. Er ist der Schöpfer eines Orchesters. Sie aber denkt an ein Ensemble (Zusammenspiel) von Lied und Tanz.

Dr. Malecki (sprich Maletzki) ist Leiter des Krankenhauses, der sich in der Gegend eines guten Rufes erfreut und noch Zeit findet für soziale Fürsorge und öffentliche Tätigkeit.

Der neue Leiter der Kulturabteilung des Präsidiums des Volksrates des Kreises, Krefit mit Namen, denkt schon an eine Bühne mit einer intelligenten, ständig in Dienst genommenen Schauspielerguppe. Seine Tätigkeit, seine Aktivität gestattet dem Absolventen der Hochschule zu vergessen, daß er es aufs Land, in die Kleinstadt getroffen hat.

In Schlochau wohnt der Besitzer des prächtigsten Bortes der Wojewodschaft, eines Bortes, dessen Pflege man dem Wojewodschaftskonservator anvertrauen müßte. Entschuldigen Sie bitte, Herr Waclaw, den Scherz; aber es erkennen doch so viele Einwohner der Wojewodschaft an dem Bart den Włodarczyk. Sie sprachen von Schlochau in Ihrer Art und gaben dadurch Ihre Verbundenheit mit der Stadt kund. Ich denke, daß wir in Zukunft die Gelegenheit haben werden, eine private Rezension nicht nur über Ihr Kösliner Kabarett, sondern vielleicht auch über ein solches in Schlochau zu schreiben.

Wozu nun alle diese Aufzählungen? — Zum Beweise, daß Kräfte vorhanden sind, auf die man rechnen kann. Wenn sie sich vereinigen, können sie vieles schaffen. Aber vielleicht wird gerade eine wieder ins Leben gerufene „Gesellschaft der Freunde der Schlochauer Erde“ zu dieser „Plattform der Einigkeit“?

Hinter dem Gebäude des Präsidiums des Kreisvolksrates hat man scheinbar schamhaft versteckt das „Haus im ewigen Bauen“, das „Haus des Vorwurfs des Gewissens“. Alle haben den Glauben verloren, ob es irgendwann gelingen werde, dieses legendäre Gebäude fertigzustellen. Es sind sogar Entwürfe vorhanden, um in dem einen Teil des Hauses eine Sporthalle, im anderen einen Unterkunftsraum für Touristen einzurichten. Das PDK (Kreis-Kultur-Haus) existiert also nur „in den Herzen von Menschen guten Willens“. Es ist kein entsprechender und geeigneter Raum für Diskussionen, Vorlesungen, Zusammenkünfte, Begegnungen. — Es verbleiben viele Kommunalangelegenheiten zur Lösung. Sicherlich sind noch nicht alle Ecken, Verstecke und abgelegene Stellen in der Stadt in Ordnung gebracht. Übrigens wird noch viel Wasser abfließen, bis sich bei allen die Gewohnheit bildet, die Reinlichkeit und Wirtschaftlichkeit zu erhalten. Was wir aber auch Ungünstiges in Schlochau fänden, wir können auf diese Stadt stolz sein. —

*

Nachwort der Redaktion: Dieser Aufsatz aus der polnischen Zeitung wurde unverändert abgedruckt, damit jeder Leser sich selbst ein Bild über die neuesten Verhältnisse in Schlochau und seiner Umgebung machen kann. Gewiß freuen wir uns, daß die heutigen Bewohner so große Anstrengungen unternehmen, um die Stadt wieder zu dem zu machen, was sie einst war: Perle im Kranz der Heimatstädte! Wir werden auch weiterhin über Schlochau berichten und hoffen, es auch von den anderen schönen Städten und Landgemeinden unserer beiden Heimatkreise tun zu können.

Vom Peitschenknall zur Fehlzündung

Ein kleiner Vergleich zwischen Kutschwagen und Auto

Wenn man am verlängerten Wochenende durch die Straßen einer Großstadt geht, es muß nicht gerade eine Großstadt sein, selbst kleinere Orte warten mit gleichen Bildern auf, so sieht man die mehr oder weniger glücklichen Autobesitzer sich eifrig an ihren Vehikeln zu schaffen machen um Ordnung und Sauberkeit zwischen Lack und Chrom herbeizuführen, damit alles wie neu erstrahle. Mir kommt dabei die Erinnerung an gleiche heimatliche Tätigkeit, wenn der Kutschwagen einer gründlichen Reinigung unterzogen wurde. Die Methoden des Putzens haben sich zwar geändert, die Arbeit mit dem Staub und dem Schmutz ist aber die gleiche geblieben.

Die ganze Familie ist heute vielfach um den fahrbaren Untersatz versammelt, sie hat die verschiedenen Arbeiten unter sich genau aufgeteilt und ist mit Eifer dabei, gründliche Arbeit zu leisten. Durch die Fenster werden lange Leitungen gezogen, an deren Enden ein Staubsauger hängt. Da Hausfrauen im Umgang mit diesem bestens eingeübt sind, rücken sie dem Innenleben des Fahrzeuges unter allen möglichen körperlichen Verrenkungen zu Leibe, bis auch der letzte Winkel erfaßt ist. Daheim genügte zu diesem Zweck eine ordentliche Kardätsche, ein kräftiger Haselnußstock, um dem Staub den Garaus zu machen. Immerhin hätte er dort mehr Ausweichmöglichkeiten, als es heute bei der drangvollen Enge des uns verbliebenen Luftraumes der Fall ist.

Die Gehwege erfreuen sich beim Generalputz als Abstellplätze großer Beliebtheit und zeigen dann ein Sortiment von Gegenständen, die so ein Benzinschlucker mit sich zu führen vermag. — Im guten alten Landauer und auch in anderen eisenbereiften, damals zeitgemäßen Fortbewegungsmitteln ließen sich auch verschiedene notwendige Requisiten unterbringen. Es lag die Hutschachtel mit langer Haarnadel friedlich neben der Pferdehalter, wobei die Nadel aus Sicherheitsgründen, — wegen Transportgefährdung — mit einem aufschraubbaren Käppchen versehen war. Heute würde sich diese Nadel beim Auto gut als Düsenreiniger eignen, auch könnte man mit ihr notfalls im Vergaser oder sonstwo herumstochern, sollte irgendwo etwas verstopft sein. Pferde pflegten hingegen weniger unter Verstopfung zu leiden, hier half auch besser Hefe mit Leinsamen gemischt.

Zu einer zünftigen Autoausrüstung gehören nunmal Fußmatten, Decken, Nylonüberzüge, Steck- und Maulschlüssel, Ersatzteile aller Art, wobei wir auch an die rein menschlichen Bedürfnisse denken wollen, die zum allgemeinen Wohlbehagen beitragen sollen. Alle diese Gegenstände breiten sich friedlich neben Karten, Zeitschriften, spanischen Strohhüten und Tempotaschentüchern aus. Die vielen Talismänner und Reiseandenken, die als Ausweis weitgereister Globetrotter auch Blickfeld gewinnen wollen oder sollen, seien nicht vergessen. Bei ihrem Anblick versucht der „letzte Fußgänger“, ob seines finanziellen Unvermögens, sich schamhaft auf der anderen Seite des Gehweges vorbeizudrücken.

Ohne Decken geht es schon wegen Omas Ischias nicht, trotz Unterflurheizung und Temperaturregler. Das war schon früher so, als man eine warme Pelzdecke, aus Schaffell, mitnahm — natürlich nicht im Sommer, versteht sich —, wohl aber auch zu jeder Zeit vorsorglich an den „Reißmüchtlig“ dachte. Das Auto besitzt zwar künstliche Heizung, was durchaus bequem ist, bei älteren Modellen aber und nicht immer bei diesen soll es auch ziehen, schon wegen des Fahrwindes, was auch noch zur modernen Angina führen kann. — In den Kutschwagen pflegte die fürsorgliche Großmutter hingegen einen angewärmten Ziegelstein als Heizung in den Fuhsack zu legen, damit ihren Enkeln und denen nicht immer allein, die florbestrumpften Füße nicht bis in die Stadt hinein rot vor Kälte anliefen, denn die Männer sollen auch schon zu anderen Zeiten den Frauenbeinen nachgeschaut haben. Auch eine Wärmekruke, gefüllt mit heißem Wasser, tat gute Dienste für die äußere Erwärmung. Vergessen wir nicht den Pelz, der heute im Sommer, wie im Winter von der vornehmen Welt getragen wird. Im letzten Punkt waren wir dann bestimmt beim neuesten Modeschrei, ohne es zu wollen. Für die innere Erwärmung hielt man gerne in der Brusttasche ein abgeflachtes Fläschchen mit Inhalt Elkus & Söhne bereit, wobei heute zu überlegen wäre, welchem Fahrzeuglenker ein Zugriff zuerst gestattet ist. Manches ginge nicht daneben, tät man einen weniger heben, schon allein wegen der Orientierung. Hafermotore verfügen bekanntlich über einen guten Orientierungssinn, was dem Auto völlig abgeht, daher geht es auch mal krachend daneben.

Wasser hat sich zu allen Zeiten und über alle Krisen hinweg immer noch als das beste Reinigungsmittel erwiesen. Ohne gewisse Zusätze ging es auch früher nicht, wovon sollte auch die

kosmetische Industrie leben. Wenn heute Lack und Chrom mit Pasten aller Art bearbeitet werden, so tat dies auf dem Tambour (Lederschutz gegen Staub und Schmutz) der gute „Ich hab's, Urbin“! Auch hier glänzte der gute Schuhputz einmal an anderer Stelle und erwies sich sogar noch regenabstoßend. Zur Reinigung der Holzteile benutzte man einen guten Strohwisch, feinen Putzsand und nicht zuletzt selbstgewebte Woll- und Stoffreste, wobei wir Öl und Fett nicht vergessen wollen. Wer gut schmiert, der gut fährt, darum auch „Wagenhubers“ Schmiere für die Achsen.

Schiebedächer sind keine ausgesprochene Neuheit, denn diese kannte man auch schon zu anderer Zeit. Zusätzlich „schirmte“ man sich noch gegen Regen und Wind ab. Gegen allzstarke, damals sehr verpönte Bräune, leistete der „Sonnenknicker“ gute Dienste. Der beste Platz in einem Gefährt war und ist immer noch der beim Fahrer und sei es auf dem Kutscherbock, schon wegen der Aussicht aus erster Hand. Zwei handschuhbekleidete Hände halten auch heute noch das Wohlergehen der Fahrzeuginsassen nicht an der Leine, wohl aber am Volant in ihrer Obhut. Das lustige Peitschenknallen, womit wäre es heute vergleichbar? Mit den Fehlzündungen beim Auto oder mit der Hupe? Beide sind doch weniger lustig als mehr schreckhaft anzusprechen. Der Geschwindigkeitsregler in Form des Gaspadales wie die Bremsen haben sich entgegen früher auf die Fußtätigkeit verlagert, was bei Anfängern Verwechslungen nicht ausschließt. Junge Pferde pflegten auch nicht immer auf Hüh und Hott zu reagieren, oft mußte man schon kräftig in die Leine greifen, um die gewünschte Richtung einschlagen zu können, besonders dann noch, wenn sie der Hafer stach, wobei dann die Peitsche oft wertvollen Nachhilfeunterricht erteilte.

Vieles ließe sich noch in vergleichbare Betrachtungen ziehen, einiges jedoch nicht. — Eine kleine Begebenheit möchte ich noch herausstellen: In einem weltbekannten Badeort konnte ich beobachten, wie Kinder und auch Erwachsene die Pferde eines Droschkenkutschers streichelten und liebevoll in ihren dichten Mähnen kraulten, einen daneben stehenden neuen dromblitzenden Straßenkreuzer aber keines Blickes würdigten. Freuen wir uns darüber, daß unsere treuen Helfer durch den Motor noch nicht ganz verdrängt worden sind und als Lebewesen auch weiterhin in enger Beziehung zu uns stehen werden.

Ich wünsche Ihnen eine gute Fahrt in Ihrem Auto! Behalten Sie jedoch Pferde und Wagen, vielleicht die Fahrt mit ihnen an Ihrem Hochzeitstage, in guter Erinnerung. Hans Mausolf

*

Hundertvierzig Ostmark monatlich für zwei Personen . . . Schicksale alter Rentner „drüben“, die uns alle angehen

Für 19 Tage hatten Deutsche, die zusammengehören, die Möglichkeit zu einer Zusammenkunft in Ost-Berlin während des Weihnachtsfestes 1963 und der letzten Jahreswende. Hunderttausende aus West-Berlin passierten die für diesen Zweck offene gehaltenen Einlässe.

Wieviele tausend Bewohner Mitteldeutschlands die Möglichkeit nutzten, um im Sowjetsektor mit Familienangehörigen und Verwandten zusammenzutreffen, ist nicht bekannt. Keine Statistik kann auch aussagen, wieviel Freude und unsägliches Leid sich in den knappen drei Wochen abspielte.

Ganz wenigen ist darüber hinaus bewußt geworden, daß viele Alte und Vereinsamte in der Zone von dem großen menschlichen Geschehen ausgeschlossen blieben. Sie hatten nicht einmal das Fahrgeld, um nach Berlin zu kommen. Das wird aus der Zuschrift eines 77-jährigen Leipzigers offenbar: er berichtet verbittert, daß er schon vor dem ersten Weltkrieg Beiträge zur Angestelltenversicherung entrichtet und von damals an regelmäßig „weitergeklebt“ habe. Nun erhält er zusammen mit seiner Frau monatlich 140 Ostmark. Wörtlich sagt er weiter: „Zum Leben braucht man aber bei äußerster Bescheidenheit mindestens das Doppelte.“

Leider ist dies kein Einzelschicksal in der Zone. In der Zuschrift werden die Menschen im freien Teil Deutschlands dringend aufgerufen, den alten Leuten in Mitteldeutschland tatkräftig zu helfen, weil „drüben“ diese Hilfe nicht geleistet wird. Ein solcher Ruf darf nicht ungehört verhallen. Bei einigen guten Willen ist es vielen von uns möglich, sich mancher Verwandten, Freunde und Bekannten zu erinnern, die vereinsamt „drüben“ leben. Die Alten freuen sich über regelmäßig eintreffende Briefe, Päckchen und Pakete. Mit bescheidenem Aufwand ist es möglich, ihren Lebensabend freundlicher zu machen.

Dazu bedarf es nicht besonderer Anlässe, Feiertage oder Jubiläen. Gerade im Alltag können wir zeigen, daß wir auch die Alten „drüben“ nicht vergessen.

F. L.

Das Innere der katholischen Kirche zu Krojanke

An dieses Bild knüpfen sich für mich die schönsten Erinnerungen aus meiner Kindheit. Vor allem die Fronleichnamsfeste sind mir noch lebhaft erinnerlich. Während die Kleinsten mit Palmenzweigen in den Händen hinter dem Allerheiligsten gingen, folgten dann die Größeren, die auf dem ganzen Prozessionswege (von der Kirche die Poststraße entlang über die Glumiabrücke zum kath. Friedhof und weiter zum Pfarrhaus und zum Gotteshaus zurück) Blumen streuen durften.

Bereits mehrere Wochen vorher herrschte bei uns zu Hause die größte Aufregung, weil unsere gute Mutter für drei Töchter neue Kleider nähen ließ. Während der Prozession schritt mein Onkel Johannes Iwanski neben den Schulkindern mit grimmiger Miene einher und sorgte dafür, daß alle in Reih' und Glied blieben und auch das Streuen nicht vergaßen. Zu „Pefer und Paul“ wurden wir „Blumenmädchen“ zur Belohnung von Herrn Dekan Paul Schönke zur Kaffeetafel eingeladen. Im Pfarrgarten konnten wir dann nach Herzenslust den guten Kuchen schnabulieren. Das war für uns Kinder eine große Begebenheit.

Auf dem Bilde sieht man ganz vorn vor dem Hochaltar zwischen den Bänken eine Falltür, die in den Totenkeller führte. Es ist mir unvergeßlich, als der Kirchendiener, Herr Schott, einige von uns Kindern einen Blick in den Keller tun ließ. Wir sahen die sterblichen Reste einiger Edelleute. Mir fiel besonders die mumifizierte Leiche eines kleinen Mädchens mit blauen Schleifen im Haar auf. Danach war ich wilde Hummel eine ganze Weile still und nachdenklich.

Auf dem Friedhof hinter dem Gotteshaus stand eine Mauer — es war wohl mehr eine Ruine —. Durch ein Bogenfenster in dieser Mauer konnte man einen hübschen Blick über die Glumia zur Schmekelschen Mühle werfen. Nach dem Religionsunterricht spielten wir Kinder hier gern. Die Krähen, welche auf dem Kirchturm nisteten, ließen oft im Herbst Walnüsse herunterfallen, die wir uns, obgleich sie meistens schon angepickt waren, dann gutschmecken ließen.

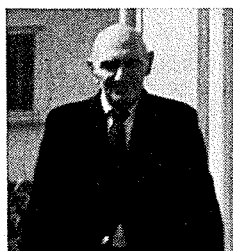
Das sind nur einige Erinnerungen aus meiner Kindheit, die sich an unsere Kirche in Krojanke knüpfen. Wer hätte es jemals geglaubt, daß sie uns einmal so fern und unerreichbar sein würde!



Familien - Nachrichten Veröffentlichung in aller Kürze kostenlos. Bildpreis auf Anfrage

Geburtstage Kreis Schlochau

- 94 Jahre alt am 16. Mai Frau Johanna Schröder aus Ebersfelde. Jetzt: 4534 Recke, Haerhof 81
- 90 Jahre alt am 9. April Frau Lina Sieg aus Bölzig. Jetzt wohnt sie bei ihrem Sohn Otto in 3b Völschow über Demmin (das ist sowj. bes. Zone)



87. Geburtstag

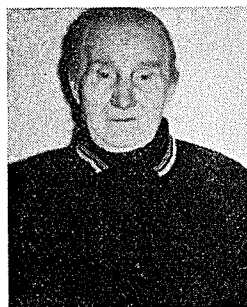
87 Jahre alt wird am 17. Mai 1964 Landsmann Robert Matz aus Heinrichswalde, Kr. Schlochau. Geistig und körperlich noch sehr rüstig, grüßt er alle seine Verwandten und Bekannten. Jetzt wohnt er in 224 Heide (Holstein), Virchowstr. 22

- 85 Jahre alt am 25. Mai Herr Albert Hardel aus Sparsee, Kr. Neustettin. Er wohnt jetzt in 2407 Lübeck-Travemünde, Priwall-Altersheim, Haus 4
- 84 Jahre alt am 10. März Frau Helene Pooch, geb. Gohl aus Baldenburg, Seestr. 86. Sie wohnt jetzt bei ihrer Tochter Hedwig Woitkowiak in 58 Hagen-Haspe, Jungfernbruch 26
- 80 Jahre alt am 2. Juni Frau Mathilde Konitzer, geb. Konarski aus Schlochau, Bahnhofstr. 18. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter, Frau Maria Köhn, geb. Konitzer und deren Ehemann in 2441 Göhl, Kr. Oldenburg (Holst.). Es geht ihr noch leidlich gut. Dem lieben Schlochau mit seinen Bekannten sendet sie viele liebe Grüße
- 75 Jahre alt am 30. Mai Ldsm. Hermann Greger aus Falkenwalde. Er erfreut sich einer guten Gesundheit. Jetzt: 1 Berlin 65, Sprengelstr. 33
- 75 Jahre alt am 4. Juni Ldsm. Johann Wolff aus Schlochau. Jetzt: 3119 Groß-Thondorf, Nr. 33
- 66 Jahre alt am 26. April Ldsm. Stanislaus Dobrogotz aus Platzig. Jetzt bei seiner Tochter, Frä. Hedwig Dobrogotz, 1 Berlin 20, Bocksfeldstr. 30 (bei Dr. Rook-Glatzel)
- 61 Jahre alt am 28. Mai Ldsm. Franz Roggenbuck (auch „Langer Franz“ genannt) aus Abbau Stremiau, Kr. Schlochau. Jetzt: 19b Stapel über Osterburg (Altmark) — (das ist sowj. bes. Zone)

- 60 Jahre alt am 30. April Frau Käthe Gerschke, geb. Fedke aus Schlochau, Konitzer Straße. Jetzt: 1 Berlin 42, Tempelhofer Damm 52

Geburtstage Kreis Flatow

- 92 Jahre alt am 3. Juni der Postbetriebsassistent i. R. Julius Fandrey aus Flatow, Vandsburger Weg. Jetzt wohnt er im Theodor-Fliedner-Altersheim in 565 Solingen-Höhscheid, Neuenkamper Str. 29



90. Geburtstag

Am 20. Mai 1964 wird Frau Anna Dittmann, geb. Belz aus Petzin, Kr. Flatow, 90 Jahre alt.

Sie wohnt jetzt bei ihrem Sohn Erich Dittmann in 432 Welper/Ruhr, Fr.-Schubert-Str. 5.

- 86 Jahre alt am 25. Mai Witwe Frau Clara Boldun aus Flatow, Stewnitzer Straße. Jetzt: 3388 Bad Harzburg, Feierabendhaus Wolfsklippen
- 85 Jahre alt am 9. Juni Frau Ottilie Pöplau, geb. Breitzke aus Ziskau. Jetzt: 2 Hamburg-Jenfeld, Am Jenfelder Bach 29
- 84 Jahre alt am 13. Mai Ldsm. Walter Drews, früher Sägewerk Linde. Jetzt: 2 Hamburg-Bergstedt, Lindenweg 23
- 84 Jahre alt am 20. Juni der Landwirt und ehemalige Bürgermeister Hermann Sadtke aus Augustendorf, während seine Ehefrau Ottilie, geb. Gutknecht aus Battrow am 17. Mai ihren 80. Geburtstag feierte. Jetzt in 2 Hamburg-Eidelstedt, Elbgastr. 101 a
- 83 Jahre alt am 30. Mai Frau Ida Schur, geb. Mings aus Luge-tal. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Frau Elsa Steuck, geb. Schur in 2221 Avelack über Burg (Dithm.)
- 83 Jahre alt am 5. Juni Frau Emma Valeske, geb. Steffen aus Krojanke, Vogtei. Jetzt in 43 Essen-Überruhr, Selbachstr. 11, bei ihrem Sohn Paul Valeske
- 81 Jahre alt am 12. Juni Frau Anna Patzwahl, geb. Niche aus Tarnowke. Jetzt: 7032 Sindelfingen, Hirschstr. 1

- 81 Jahre alt am 19. Mai Ldsm. Leo Ringel, von 1911 bis 1928 Lehrer an der Mittelschule, späteren Oberrealschule in Flatow. Jetzt bei seiner jüngsten Tochter Ursula in 1 Berlin 62, Erfurter Str. 17 a
- 81 Jahre alt am 16. Juni Frau Juliane Thomas aus Flatow, Brunnengasse 5. Jetzt: 8671 Oberkotzau bei Hof/Saale, Brunnenstraße 5
- 80 Jahre alt Ldsm. Julius Birkholz aus Neu-Grunau. Jetzt: 244 Oldenburg (Holst.), Kurzer Kamp 76
- 80 Jahre alt am 2. Mai Frau Emmi Schlack aus Flatow. Sie feierte diesen Ehrentag im Kreise ihrer Töchter, des Schwiegersohns und der Enkelkinder in 325 Hameln, Flößergang 1 und grüßt von dort alle lieben Bekannten aus der Heimat.



80. Geburtstag

Am 17. Mai wird Frau Otilie Sodtke, geb. Gütke aus Augustendorf, Kr. Flatow, 80 Jahre alt.

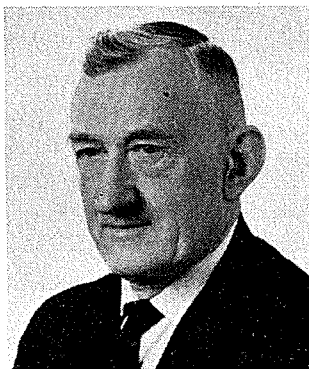
Sie wohnt jetzt in 2 Hamburg-Eidelstedt, Elbgastr. 101/a.

- 77 Jahre alt am 4. Juni Frau Selma Hupkau, geb. Hinz aus Krojanke, Schulstraße. Jetzt in 28 Bremen-Findorff, Goesselstraße 26
- 74 Jahre alt am 28. Mai Frau Angelika Dufke, geb. Lüttke, früher: Gursen und Danzig. Jetzt: 2942 Jever (Oldenburg), Ziegelhofstr. 15
- 73 Jahre alt am 31. Mai Frau Elfriede Vorbrott aus Flatow, Am Bahnhof. Jetzt: 325 Hameln/Weser, Gröninger Str. 36
- 73 Jahre alt am 15. Juni Frau Emma Vergin, geb. Maaß aus Linde. Jetzt: 3401 Diemarden Nr. 58 über Göttingen
- 72 Jahre alt am 5. Juni Frau Ida Schleif, geb. Schulz aus Neubattrow. Jetzt: 2408 Klein-Timmendorf, Königsberger Str. 12, bei ihrer Tochter Elfriede und Schwiegersohn Willi Schmidt, früher: Conradsfelde.
- 71 Jahre alt am 21. Mai der frühere Landesbeamte und Bauer Edwin Knaak aus Stewnitz. Er wohnt jetzt mit seiner Ehefrau Emma, geb. Janke in 234 Kappeln (Schlei), Königsberger Str. 65

70. Geburtstag

Am 20. Mai 1964 feiert der ehemalige Revierförster der Försterei Linde (von 1927 bis 1945), Max Düskau, seinen 70. Geburtstag.

An jedem Flatower Treffen nimmt er teil, und er grüßt in heimatlicher Verbundenheit alle seine Freunde und Bekannten. Jetzige Anschrift: Max Düskau, 565 Solingen, Potsdamer Str. 24.



73. Geburtstag

Am 17. Mai 1964 begeht unsere liebe Mutter, Martha Hahlweg, Ehefrau des am 7. April 1945 im Lazarett verstorbenen Schlachthofwärters Paul Hahlweg aus Flatow, ihren 73. Geburtstag. Sie grüßt alle ihre Verwandten und Bekannten recht herzlich aus 4321 Nierenhof (Ruhr), Alte Poststr. 15.

- 70 Jahre alt am 23. Mai der Eisenbahner i. R. Gustav Raddatz aus Krojanke. Jetzt: 2132 Visselhövede, Celler Straße
- 70 Jahre alt am 2. Juni Frau Agnes Weilandt aus Glumen. Jetzt: 1 Berlin 47, Grünlingweg 1 c
- 65 Jahre alt am 21. Mai Bundesbahnsekretär i. R. Erich Bandey aus Linde, zuletzt Flatow, Am Bahnhof. Jetzt: 8912 Kaufering, Bahnhofstr. 31
- 61 Jahre alt am 28. Mai Frau Helene Gray, geb. Manschewski aus Flatow, Töpferstr. 7. Jetzt wohnt sie bei ihren Töchtern in 4961 Auhagen 142 über Stadthagen
- 61 Jahre alt am 22. Mai Kaufmann Kurt Abraham aus Flatow, Hindenburgstraße. Jetzt: 2832 Twistingen, Bahnhofstr. 17

Bestandene Prüfung

Fräulein Karin Bliesener, Tochter des Zollamtmanns Heinz Bliesener und seiner Ehefrau Charlotte, geb. Weise aus Schlochau, bestand an der Zollscheule in Herrsching (Ammersee) ihre Zollinspektorenprüfung. Jetzt: 424 Emmerich, Wassenbergstr. 40

Vermählung

Am 20. März 1964: Kurt Pieper und Frau Brigitte, geb. Rhode. Früher: beide Schlochau, Lange Str. 42. Jetzt: 46 Dortmund, Bergmannstr. 33

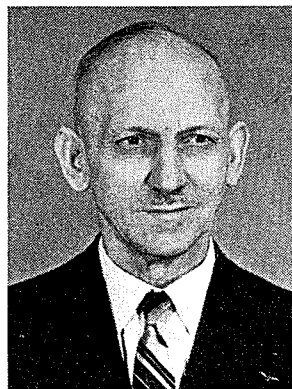
Silberhochzeiten

Am 14. Mai 1964: Hans Immel und Frau Margot, geb. Hahlweg, früher: Domäne Stewnitz, Kr. Flatow. Jetzt: 44 Münster, Gorch-Fock-Str. 10

Am 27. Mai 1964: Hans Hübner und Frau Gerda, geb. Wendt aus Schlochau, Neumarkt 4. Jetzt: 75 Karlsruhe-Durlach, Dornwaldstr. 25

Am 2. Juni 1964: Erich Potratz und Frau Bertha, geb. Damit aus Karlsdorf, Kr. Flatow. Jetzt: 4995, Destel, Kr. Lübbecke (Westf.)

Am 28. Mai 1964: Bauing. Aloys Wirkus und Frau Hedwig, geb. Otte aus Pollnitz. Jetzt: 463 Bochum, Yorkstraße 27



Am 31. Mai 1964 begehen die Eheleute Emil Hornke und Frau Hedwig, geb. Kopischke aus Hammerstein, Mühlenstraße mit ihrer Tochter Gertrud, dem Schwiegersohn und zwei Enkelkinder, bei bester Gesundheit ihren

43. Hochzeitstag.

Sie wohnen jetzt im eigenen Heim in 4103 Walsum, Heinrichstraße 22.

Diamantene Hochzeit

Am 3. Mai 1964: Otto Wenzel und Frau Minna, geb. Dettmann aus Baldenburg, Fließstraße. Jetzt: 1 Berlin N 58, Rhinower Str. 10

Es starben fern der Heimat

Ldsm. Alfred Koernig, früher Hotel Prah, Pr. Friedland am 1. April 1964 im Alter von 64 Jahren. Zuletzt: Ob. Zusenhof, Kr. Schwäb.-Gemünd (Württ.)

Gutsbesitzer Ernst Janke aus Buchholz, Kr. Schlochau am 24. März 1964 im Alter von 65 Jahren. Zuletzt: Kölsa, Kr. Delitzsch, Bez. Leipzig

Ldsm. Wilhelm Rönn aus Hammerstein, Jahnstr. 9 am 9. April 1964 im Alter von 73 Jahren. Zuletzt: 285 Bremerhaven-M., Hannastr. 18 a

Frau Ella Schielke, geb. Borth, Tochter des früheren Landwirts Ernst Borth aus Hasselberg bei Hammerstein am 16. April 1964 kurz vor Vollendung des 60. Lebensjahres. Zuletzt: Berlin-Neukölln, Weserstr. 144

Frau Emilie Reske, Mutter von Helene Gehrke aus Schlochau, An der Lanke 3 am 1. Mai 1964 im Alter von 94 Jahren in Ostberlin. Anschrift: Helene Gehrke, 8789 Wildflecken (Rhön)

Anschriftenänderungen

Frau Hedwig Roggenbuck aus Eickfier. Jetzt: 7026 Bolanden (F.), Lange Str. 17 — Frau Johanna Schnorrenberg aus Hammerstein. Jetzt: bei Voigt, 2908 Friesoyte (Oldb.), Schlingshöhe — Schulrat a. D. Willi Sülz aus Stegers. Jetzt: 291 Westerstede (Oldb.), von-Negelein-Straße — Frau Hedwig Lucht aus Schlochau. Jetzt im eigenen Hause ihrer Tochter Ruth und deren Ehemann Jonni Wehmann in 2863 Ritterhude, Bunkenburgsweg 38 — Winfried Loss aus Zawadda. Verzogen von Velbert, Langenberger Str. 455 nach 5601 Gruiten, Birkenhof — Frau Ruth-Ursula Gladow, geb. Schauer aus Schlochau, Königstraße. Jetzt: 4 Düsseldorf, Benderstr. 70 — Herbert Schulz aus Flatow, Litzmannstraße. Jetzt: 895 Kaufbeuren, Beuthener Str. 18 — Werner Ebeling aus Flatow. Bisher Rehme, Kirchstr. 4, jetzt: 491 Lage, Im Gerstkamp 8 — Kurt Nitz aus Linde. Jetzt: 562 Velbert, Johannastr. 9

Meinem lieben Mann **Hans Ruhnke** zu seinem

50. Geburtstag

am 31. Mai 1964 alles erdenklich Liebe und vor allen Dingen gute Gesundheit!

Deine Marlies
(Hannover-Wüfel, Carl-Schurz-Weg 16 E)

Unserem Landsmann, Fleischermeister **Kurt Hensel** aus **Baldenburg**, jetzt 79 Ulm (Donau), Römerstr. 75 zu seinem

60. Geburtstag

am 18. Mai 1964 herzliche Glückwünsche und noch viele schöne Jahre!

Seine Baldenburger

Als Verlobte grüßen

Walter Keltz
Hedwig Schulz

Pfingsten 1964.

Simmern/Hunsrück 4 **Düsseldorf**
Klappergasse 21 **Oechelhäuser Straße 1**
Früher **Kramsk, Kr. Schlochau**

Ihre Vermählung geben bekannt

Johannes Fetzer - Elisabeth Fetzer
geb. **Wollschläger**

2. Mai 1964

7 **Stgt.-Bad Cannstatt**
Pragstr. 10

7 **Stgt.-Feuerbach**
Stuttgarter Str. 110
Früher: **Stegers, Abbau**

Am 19. Mai 1964 können die Eheleute **Otto und Emma Schulz** aus **Gr. Friedrichsberg, Kr. Flatow** das Fest der

Goldenen Hochzeit

feiern.

Jetzt: **Uetersen/Holstein, Tornescher Weg 71**

Bürgermeister Hermann Götze 65 Jahre alt

Der früherer Bürgermeister von **Pr. Friedland** und jetzige Senator **Hermann Götze** kann am 17. Mai 1964 in seinem neuen Wohnort **325 Hameln, Osterstr. 4** seinen 65. Geburtstag begehen.

Für die freundlichst erwiesenen Glückwünsche zu meiner Konfirmation danke ich allen, auch im Namen meiner Eltern, recht herzlich.

Destel, im Mai 1964

Diethard Potratz

Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst,
ich habe dich bei deinem Namen
gerufen, du bist mein. Jes. 45, 1

Im festen Glauben an seinen Erlöser starb am 18. April 1964 mein lieber Sohn, unser guter Bruder, Schwager und Onkel

Helmut Steinke

im Alter von 52 Jahren.

Seit seiner Jugend trug er still und gottergeben das Los seiner schweren, unheilbaren Krankheit.

Wie schließt das Grab
so eng und klein
die Liebe einer Mutter ein.

Nach einem Leben voller Liebe für die Ihren gab meine liebe Frau, unsere liebste Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Berta Steinke

geb. Schulz

im Alter von 80 Jahren ihr Leben in die Hand des Schöpfers zurück. Mit letzter Kraft pflegte sie ihren kranken Sohn Helmut und folgte ihm nach vier Tagen in die Ewigkeit.

In stiller Trauer:

Ludwig Steinke
Torgau/Elbe, Nonnenstr. 9

Otto Steinke und Frau Marta,
geb. **Neubauer**

Willi Adamschewski und Frau Frida,
geb. **Steinke**

Willi Steinke und Frau Ursula,
geb. **Schnieders**

Hermann Finner und Frau Ida,
geb. **Steinke**

Emil Bleek und Frau Lisbeth,
geb. **Steinke**

und alle Anverwandten

Torgau, Brudersdorf, Stralsund
4441 Mesum, Warsow, 47 Hamm (Westf.)
Früher **Wilhelmsbruch, Kr. Flatow**

Nach kurzer Krankheit verschied am 15. März 1964 mein lieber Bruder

Erwin Dahlke

geb. am 7. Mai 1909

bis 1939 Angestellter beim Landratsamt Schlochau
Er folgte seiner Mutter nach zwei Jahren in die Ewigkeit

In stiller Trauer
Helene Dahlke

4442 **Bentheim, Am Böckler 16**
früher **Gr. Jenznick**

Nach langer, schwerer Krankheit und fern der unvergessenen Heimat verstarb am 7. April 1964 mein lieber Gatte, unser guter Vater, Schwiegervater, Großvater, Bruder und Onkel

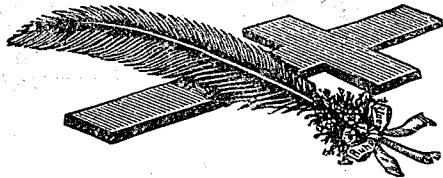
der Landwirt

Leo Stolpmann

im Alter von 62 Jahren.

Im Namen aller Angehörigen
Agathe Stolpmann, geb. Sawatzki

4155 **Gréfrath b. Krefeld, Grunewaldweg 35**
Früher **Heinrichswalde, Kr. Schlochau**



Nach längerer Krankheit verstarb heute meine liebe unvergeßliche Frau, Schwägerin und Tante

Frau Berta Weinert

geb. Nickisch

im 75. Lebensjahr.

In tiefer Trauer:
Bruno Weinert

337 Seesen (Harz) Baderstr. 9, den 26. April 1964
Früher: Flatow, Wilhelmstraße 2

Die Überführung ins Krematorium hat stattgefunden. Der Zeitpunkt der Urnenbeisetzung wird noch bekanntgegeben.



Wie war so reich Dein ganzes Leben
an Arbeit, Mühe, Sorg' und Last.
Wer Dich gekannt, wird Zeugnis geben
wie Du so treu gewirkt hast.
Gott zahlt das heim für Deine Müh',
In unsern Herzen stirbst Du nie.

Karl Zaback

Schulhausmeister der
Stadtschule Hammerstein

im 67. Lebensjahr

In tiefer Trauer
im Namen aller Angehörigen
Else Zaback, geb. Hinz
Rostock (Meckl.), Doberaner Str. 50

Ilse Böse, geb. Zaback
493 Detmold, Klüterstraße 58

Paul Böse

Heidi und Jutta
als Enkelkinder

Früher Hammerstein, Kr. Schlochau
Stadtschule

R. I. P.

Nach einem erfüllten schaffensfreudigen Leben entschlief sanft und gottergeben unser lieber Vater, Schwiegervater, Großvater und Urgroßvater

der Fischmeister aus Müskendorf

Johann Martin Landmesser

geb. am 13. August 1870 - gest. am 13. März 1964

Er folgte unserer lieben guten Mutter nach drei Jahren in die Ewigkeit.

In stiller Trauer
im Namen aller, die ihn kannten
Willy Schulz und Frau Elisabeth,
geb. Landmesser

3071 Linsburg 145
Kr. Nienburg/W.

Früher Niesewanz, Kr. Schlochau

Unerwartet ist unsere liebe Mutter und Großmutter

Frau Elisabeth Brüggmann

geb. Tandetzki

am 12. April 1964 im fast vollendeten 83. Lebensjahr in den ewigen Frieden heimgegangen.

Annieste Bartkowski, geb. Brüggmann
Hans Bartkowski, Stud. Prof.
Ulrich und Ursula

84 Regensburg, Bischof-Wittmann-Straße 42
Früher Schlochau, Berliner Straße 22

Plötzlich, für uns alle unerwartet, entschlief nach schwerer Krankheit, an seinem Geburtstag, mein lieber Mann, unser guter Vater, Opa und Schwiegervater

Johannes Dumke

Malermeister

geb. 13. 4. 1900 - gest. 13. 4. 1964

In stiller Trauer:

Hedwig Dumke, geb. Ross
Irma Dumke, geb. Claußen
Gerd Dumke - Böblingen-Stuttgart
Inge Richert, geb. Dumke
Erwin Richert - Hamburg-Harburg
Helga Gebert, geb. Dumke
Werner Gebert - Hamburg 22
und 7 Enkelkinder

2 Hamburg 28, den 13. April 1964

Stresowstr. 42/b Früher: Rosenfelde: Kr. Schlochau

Trauerfeier und Beisetzung fanden in Hamburg-Ohlsdorf statt.

Das „Neue Schlochauer und Flatower Kreisblatt“ erscheint monatlich einmal um die Mitte des Monats und kostet vierteljährlich durch die Post bezogen 1,81 DM und 9 Pf. Zustellgebühr. Im Drucksachenversand vierteljährlicher Preis 1,90 DM. Der Betrag ist im voraus zahlbar. Einzelhefte durch den Herausgeber. Fast alle älteren Nummern (seit 1953) sind noch lieferbar.

Das Kreisblatt kann jederzeit bei jedem Postamt im Bundesgebiet oder direkt beim Herausgeber in Bonn 5, Postfach 45 bestellt werden. Es hat die Kennnummer Z 5277 E und ist in der Postzeitungsliste unter „N = Neues“ verzeichnet. Abbestellungen nur vierteljährlich vom Vierteljahresersten zum nächsten Vierteljahresersten.

Alle zur Veröffentlichung bestimmten-Einsendungen müssen für die laufende Ausgabe jeweils 14 Tage vor Erscheinen beim Herausgeber eingetroffen sein.

Postscheckkonto: Erich Wendtlandt, Sonderkonto Schlochau in Bonn, Postscheckamt Hamburg, Kontonummer 167 46.

Herausgeber: Erich Wendtlandt, Bonn 5, Sandtstraße 32, Postfach 45.

Postanschrift: Kreisblatt, Bonn 5, Postfach 45.

Druck: J. F. Carthaus, Bonn.